Die Intellektuellen und die Gesellschaft.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien.

Von

Dr. H. Kurella.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1913.

Die Halluzination,

ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität.

Von

Privatdozent Dr. **Kurt Goldstein** in Königsberg.

Preis M. 2.—

Das Problem des Schlafes.

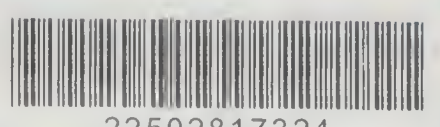
gehe... sind durch-
vers... eren Kreisen
Inte... en, wie viel
Prob... standen, das
hand... ndet zu be-
sche... ie sekretori-
Eins... er findet das
sind... Einleuchtend
Schl... Hypnose und
... Zeitung.

...ht.

Dr. **M. Friedmann,**
Nervenarzt in Mannheim.

Preis Mk. 3.—.

Das vorliegende Büchlein ist wohl der erste Versuch einer zusammenfassenden Darstellung der Eifersucht, wobei als Grundlage der Untersuchung nicht nur die erotische Eifersucht — was wir im allgemeinen immer unter dem Begriffe der Eifersucht verstehen — genommen wurde, sondern auch ein gleichartiger Affekt, der unter ähnlichen Umständen auf allen übrigen Gebieten menschlicher Betätigung: wie in Amt, Beruf, in Familie und Kunst, in Wissenschaft und im öffentlichen Leben entsteht, und dem F. den Namen „Strebungseifersucht" beilegt.
Prager Medizin. Wochenschrift.



Die Intellektuellen und die Gesellschaft.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien.

Von

Dr. H. Kurella.

Wiesbaden.

Verlag von J. F. Bergmann.

1913.

Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Herausgegeben

von

Hofrat Dr. L. Loewenfeld in München.

Heft 88.



Vorwort.

Die in diesem Hefte zusammengestellten Ermittelungen, Beobachtungen und Gedanken sollen keineswegs den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Wesen des Genies zur Darstellung bringen, sondern nur eigene Eindrücke und eigene Ideen wiedergeben, gesammelt und entstanden unter einem dreissigjährigen Zusammenleben mit manchen begabten Männern, Frauen und Kindern, mit allerlei un- und hochbetitelten Gelehrten, allerlei zigeunerhaftem Künstlergesindel; mit reichen Mäzenen, geschmackvollen Sammlern, geschickten Händlern, gerissenen Vermittlern künstlerischer Werke und Darbietungen, mit Dänen, Polen, Deutschen und Slowaken, Zigeunern und Artisten, Tänzerinnen und Sängerinnen, italienischen Bildhauern, amerikanischen Kapellmeistern, mit grossen und kleinen Mimen, Theaterdirektoren und Schmierenhelden, kurz mit allerlei Vertretern des menschlichen Strebens, sich oder anderen, durch sein eigenes oder fremdes Talent, Freude zu machen, die grässliche Öde der wirtschaftlichen Sklaverei, in die wir Europäer tiefer und tiefer zu versinken im Begriff sind, für ein paar Stunden zu erhellen, ab und zu ein leises Echo bacchantischen Schwärmens, einen schwachen Strahl apollinischen Leuchtens hineinzubringen ins tiefer und tiefer werdende Dunkel, in das Industrialismus und Kapitalismus die Völker Europas hineinzerren; ach, es wird kein Orpheus mehr kommen, um Europa, die arme Eurydice, herauszuführen aus dem „black country“, und bald wird es, wo einst unsere Dichter träumten, überall so schwarz sein, wie heute schon zwischen Sheffield und Birmingham, zwischen Reading und Pittsburg, Essen und Hagen, Königshütte und Kattowitz, Sosnowice und Zombkowice.

Die moderne Welt hat so viele Künstler, Dichter und Denker ganz oder — was noch schlimmer ist — halb verhungern lassen; der Kapitalismus hat so viel „Kapital“ (s. v. v.) an Talent und Genie zerstört, hat aus Künstlers Erdenwallen, das, weiss Gott, schon lange dürftig genug war, immer mehr einen Marterpfad gemacht, dass der immer kleiner werdende Bestand an „geistigem Adel“ bald ganz zusammengeschrumpft sein wird; die Dilettanten, die sich aus den Kontoren ihrer im Margarine-, Wurst- oder Terrainhandel reichgewordenen Väter gelegentlich nach Bayreuth oder zu Reinhardt fortstehlen, die sich haben einreden lassen, Kunst treiben, hiesse spielen, sie werden

die an der Stumpfheit der aufsteigenden Bourgeoisie zugrundegegangenen Geschlechter der Feuerbach und Keller, Hebbel, Schiller, Schubert und Wolff, Baudelaire und Dickens nicht ersetzen, und wenn sie sich auf den Kopf stellen und mit dem Surren von hundert Zeppelins das Flügelrauschen des Pegasus zu ersetzen suchen.

Die Kunst und mit ihr die Philosophie ist eine Erscheinung, die sich noch aus den Kindheitstagen der Menschheit im Anschluss an die Kirche, den Bauern und das Handwerk merkwürdig lange hat erhalten können; sie setzt einen Besitz an begabten Familien und eine Wirtschaftsordnung voraus, in der diese Familien ihr Brot finden können; von dem Augenblicke an, wo der Kapitalismus entdeckt hat, dass sich auch das Talent des Künstlers und Virtuosen wirtschaftlich ausbeuten lässt, genau so wie die Geduld der Heimarbeiterin, hat auch die letzte Stunde der künstlerischen Begabung geschlagen, — das und anderes werde ich hier zeigen — und ihre letzten kümmerlichen Reste werden in ein paar Spezialtalenten der Affiche und anderer Reklamemittel noch ein dürres Feld finden, wo die Kunst ihre letzten Zuckungen zur Schau stellen kann, vielleicht um Odol oder die Woche auszuschreien [1]).

Es ist auch kaum zu erwarten, dass der Kapitalismus, der endlich entdeckt hat, dass Wissenschaft die beste Reklame, und dass die für ihn beste Wirkung der Wissenschaft die Steigerung der Marken und Mengen der Produktion von Schund ist, es ist kaum zu erwarten, dass der Kapitalismus die Wissenschaft, die jüngere, ernstere, blässere Schwester der Kunst, wenn er sie nicht langsam erstickt, anders als zur Sklavin machen und dann prostituieren wird. Wir sehen jetzt die alten Gelehrtenfamilien ebenso aussterben, wie früher schon die Künstlerfamilien; die Professuren an den Universitäten werden mehr und mehr zu Sinekuren für die jüngeren Söhne der Fabrikanten, Auf-

[1]) Man lese, was man der Schlesischen Zeitung im September d. J. aus Berlin schreibt: Zu den vielen Neuerungen im modernen Theaterleben wird in Bälde eine weitere treten, die das Theater zum Reklameinstitut für grosse Modefirmen verwandelt. Dr. Rudolf Lothar, der bekannte Bühnenautor, Librettist, Romancier und Feuilletonist, der in wenigen Tagen auch sein eigener Theaterdirektor wird und in Berlin am Schiffbauerdamm das „Komödienhaus" ins Leben ruft, projektiert die Einführung von Fünfuhr-Tees in seinem Theater, bei denen ein moderner Einakter die Grundlage eines geselligen Beisammenseins der Berliner Gesellschaft bilden soll, das dann zu einer „Modenschau" führt, bei der die grossen Berliner Modefirmen ihre Mannequins auftreten lassen. Das Auftreten von Mannequins bei Zusammenkünften der Berliner Gesellschaft ist nicht neu, z. B. ist es schon dagewesen, dass eine Modefirma ihre Probierdamen in die allerneuesten Pariser Modelle steckte und vor der Tribüne eines grossen Rennplatzes spazieren liess. Die Übertragung dieser Institution in das Theater ist aber vollständig neu und es ist ausgerechnet einem „Literaten" vorbehalten geblieben, das Theater auf diese Weise dem modernen Geschäftsleben zu nähern.

sichtsräte und Bankiers; das deutsche Pfarrhaus, aus dem noch ein Nietzsche hervorgegangen ist, hat seine Rolle als stille Heimat heranwachsender Denker und Forscher schon fast ausgespielt; wir sehen in Amerika, wie die Trustmagnaten durch ihre Universitäten die freien Hochschulen mit ihrem alten, ernsten puritanischen Geiste zu unterdrücken suchen, und wir werden es recht bald — die Vorboten sind schon da — erleben, dass auch die „reine Forschung" an Stätten getrieben wird, die „kontrolliert" werden von reaktionären Geheimräten und Vertrauensmännern der Syndikate. Ein paar gute Rezepte zur billigen Fabrikation von Surrogaten wird diese kapitalistische aufgepäppelte Wissenschaft wohl produzieren.

Wir haben früher sattsam gesehen, welche Arten von Kunst und Wissenschaft die Tyrannis und der Cäsarismus duldet; wir haben Byzanz und Alexandria, das Rom Hadrians und den Hof Mahmuds, die Wunder der Ruhmeshalle und die Verse Ludwigs I. etc. etc. erlebt. Wir werden erleben, dass eine der wichtigsten Funktionen des im Trustsystem triumphierenden Kapitalismus und Mammonismus die systematische Ausrottung der für Kunst und Wissenschaft begabten Schichten der Bevölkerung ist. Ob der Menschheit einmal, wenn dieser Prozess schliesslich die arischen und semitischen Rassen ausgepowert hat, aus dem Lande der Geisha und der siebenundvierzig Ronin, des Harakiri und des Boschidu ein Ersatz kommen wird, wer wird es vorauszusagen wagen? Der Mensch ist eine variable Spezies.

Bis dahin wird gewiss manche Monographie über das Talent für das Schaffen grosser Vermögen durch den Heringshandel, die kurze Elle oder die Unterbringung von exotischen Anleihen erscheinen, und zweifellos wird die Weltordnung der Syndikate noch allerlei neue Talente erzeugen, von denen wir uns heute nichts träumen lassen.

Ich will auf diesen Blättern nur andeuten, auf welche Weise das der wissenschaftlichen und der künstlerischen Begabung gemeinsame Grundelement, die Fähigkeit zur Erfindung von Symbolen, heute notwendigerweise vernichtet werden muss; es soll hier vorwiegend eine Skizze zur Naturgeschichte und Auslese der Variationen gegeben werden, in denen sich dieses Element seit den Anfängen der Renaissance manifestiert hat; ganz ohne Streiflichter auf die jetzt schon lange sichtbare Entartung dieser Rassenelemente, die dem scharfen Blicke Lombrosos nicht entgangen ist, kann ich diese Skizze nicht ausführen; dass ich diese Entartung anders bewerte und anders erkläre als dieser grosse Beobachter, macht sie mir um so deutlicher. Ich will aber nicht nur auff den schon riesenhaft angewachsenen Verfall, sondern auch auf die Zeichen der Blüte und, soweit das heute noch möglich ist, die tief versteckten Quellen der menschlichen Fähigkeit zur Erfindung von Symbolen ein möglichst deutliches Licht werfen.

Die Darstellung beruht auf einem grossen Material, das nicht in Eile ad hoc aus Künstler-Lexiken und Gelehrten-Verzeichnissen zusammengesucht ist, sondern sich in einer seit früher Jugend unablässig getriebenen Beschäftigung mit Künstler- und Gelehrten-Geschichte und -Genealogie in meinem Gedächtnis wie in meinen Zettelkästen angesammelt hat, wie auch im gesellschaftlichen Verkehr und in der ärztlichen Praxis, die mich — nach dem Gesetz der Wahlverwandtschaft — sehr viel häufiger mit Künstler- und Gelehrten-Familien als mit der haute finance oder der Bureaukratie in Berührung gebracht hat.

An eine Publikation dieses Materials heranzugehen, wird mir vielleicht nie beschieden sein. Ich kann also hier im einzelnen den Beweis nicht liefern, dass die Schichten der Bauern, Handwerker und Landpfarrer seit der Reformation die drei Wurzeln des geistigen und künstlerischen Lebens unseres Volkes darstellen. Die Symbiose mit den Juden kommt hier, wo es sich um die Volksseele und ihre Offenbarungen handelt, nicht in Betracht, wohl aber das gesamte Verhalten der hugenottischen, puritanischen und evangelischen Bevölkerungs-Elemente der um die Nord- und Ostsee wohnenden Völker seit der Reformation. Was aus diesen drei Wurzeln werden wird, das lehrt die Sozialstatistik und Kulturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Bonn, November 1912.

Hans Kurella.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Die folgenden Darlegungen — der Absicht nach als Vorläufer einer umfassenden, ausführlich dokumentierten Darstellung — sollen Beiträge zur Theorie der geistigen, besonders der künstlerischen Begabung bringen.

Der Anlass zu meinen Beobachtungen ist ein doppelter und ein persönlicher.

In einer östlichen Provinzialhauptstadt zum Studium vorbereitet, lernte ich, als ich im Jahre 1876 nach Berlin auf die Universität kam, nun erst die Nachkommen der Geschwister und der Vettern einer meiner Grossmütter kennen; der gemeinsame Ahne ist ein Landpfarrer im Brandenburgischen gewesen. Es frappierte mich, hier bei einem unverkennbar konstanten, aufs Geistige gerichteten Familienzuge doch bei den jüngeren Mitgliedern dieser Sippe — meist Corpsstudenten, angehende Verwaltungsbeamte und junge Offiziere — eine gewisse Scheu zu finden, sich zu geistigen oder künstlerischen Interessen zu bekennen; es war mir bald klar, dass diese hoffnungsvolle Jugend schon stark mit dem Gedanken an die künftige Karriere beschäftigt war, und dass sie wohl das Gefühl haben mussten, es müsse der Karriere schaden, wenn sie etwas anderes als korrekte Durchschnittsmenschen wären, die den Komment des Corps, des Regierungs-Kollegiums und des Offizier-Kasinos strikte befolgten und sich den dort heimischen Passionen hingäben; selbst zu etwas ernsteren musikalischen Interessen schien sich keiner bekennen zu wollen, obwohl einige der Vettern durch Mütter, Frauen oder Bräute, die aus anderen Kreisen stammten, einer Hingabe an künstlerisches Erleben, mindestens aber an Kunstgenuss hätten zugeführt werden können.

Ich habe in den seitdem vergangenen 35 Jahren, die mich in viele andere Kreise geführt haben, doch in jener blutsverwandten Sphäre nur eine Zunahme dieser Tendenz konstatieren können, und ich kann es

den verehrten Vettern dieser Linie und ihren Kindern, soweit diese inzwischen ins produktive Alter gekommen sind, bezeugen, dass sie alles getan haben, um fast jedes andere Talent, als das, in der Bürokratie oder der Armee vorwärts zu kommen, sorgfältig unter den Scheffel gestellt haben; sie sind nun zum Teil schon Präsidenten bei allen möglichen Verwaltungszweigen, und meistens wenigstens Geheimräte, und keiner ist an der Majorsecke gescheitert; aber sie haben mit ihrem Pfunde nicht gewuchert, sie haben nicht einmal den Mut zu einem ehrlichen Dilettantentum gehabt.

Ein Talent aber haben einige von ihnen ausser dem, als Bürokrat vorwärts zu kommen, betätigt, das, reiche Erbinnen aus der Industrie- und Bankwelt heimzuführen. Und gerade die, denen die glücklichsten Griffe gelungen sind auf diesem fürs Leben so entscheidenden Gebiete, haben später den Mut gefunden, wenigstens rezeptiv die ererbten Talente wieder zu pflegen, oder in der einen oder anderen Sphäre mit Leidenschaft zu dilettieren[1]).

Wenn ich diese Erlebnisse in einem Worte zusammenfassen darf, so möchte ich sagen, dass mittlere Talente sehr häufig sind, dass aber gerade in den sogenannten höheren Kreisen die Angst, in den Ruf hoher und origineller Begabung zu kommen, die Entwickelung dieser Talente hemmt, und weiter, dass das gesellschaftliche Milieu auch auf stärkere Talente ausserordentlich häufig hemmend wirkt, so dass das Aufsteigen von Gelehrten- und Künstlerfamilien in die Oberschicht den Anschein[2]) des Versiegens der ererbten Begabung herbeiführt.

---

[1]) Ich darf das alles ohne Indiskretion sagen, denn keine der verwandten Familien führt meinen Namen.

[2]) Ich möchte zu dieser allgemeinen Betrachtung nur eine Tatsache anführen, da die meisten anderen, an sich sehr zahlreichen Beispiele von noch lebenden, moralisch sehr braven Leuten entnommen werden müssten, die ich nicht gern kränken möchte. Ich habe im Nachlass eines sehr nahen und lieben Verwandten, der fast fünfzig Jahre tot ist, ein breitrandiges, ausführlich kommentiertes Exemplar des Goetheschen Faust, ferner eine etwa 60 Quartseiten starke Abhandlung über den Ideengang des Faust, und eine ausführliche, zum Teil auf sonst unzugängliche Briefe und Dokumente gestützte glänzende Charakteristik von Friedrich v. Gentz gefunden; letztere war möglich, weil der Grossvater des Verfassers Geheimrat im preussischen Zivilkabinet war. Die für die preussische Bürokratie vor 100 Jahren ungemein charakteristische Schrift über Gentz stammt aus dem Jahre 1840, ist also jünger als die Publikation von „Schlesier"; dem Manuskript der Abhandlung über Faust — die ich auch nach F. Vischer und Kuno Fischer für das tiefste und glänzendste halte, was über das Problem geschrieben worden ist —, lagen zwei Briefe bei, einer von dem Vorgesetzten des Verfassers, dem später als General und Eroberer berühmt gewordenen Oberstlieutenant v. W., ein andrer von dessen (W.'s) Schwiegersohn, dem Freiherrn v. X. X., Träger eines der grössten Namen der preussischen Geistesgeschichte. Der Oberstlieutenant rät dem Verfasser ab, „sich für die paar Louisdors, welche etwa die Buchhändler (sic!) für die Schrift würden geben wollen, der öffentlichen Kritik preiszugeben" und verweist auf das Votum seines Schwiegersohnes;

So wird es begreiflicher, dass das Talent der Brentano, Bunsen und Humboldt, der Eichendorff, der Kleist und Arnim etc. etc. nicht in 10% der Familien nachweisbar ist, in denen man ihr Blut nachweisen kann.

Man hat Preussen oft das deutsche Sparta genannt. Man täuschte sich; es ist entschieden das deutsche Böotien. Es ist auch nicht etwa der Geist der Friderizianischen Armee oder der Hardenbergschen Geheimräte, der diese Verkümmerung der Begabung an der Staatskrippe mit sich bringt; es ist der immer stärker werdende Geist des Unteroffiziers und des Subalternen, derer, die im Heere und in der Verwaltung mehr und mehr die eigentliche Arbeit tun, der auf eine progressive Verarmung und Verödung der gebildeten Schichten, aus denen sich das höhere Beamtentum rekrutiert, hinarbeitet. Dass die einzige Macht, die neben der wachsenden Gewalt der Truste, Syndikate und wirtschaftlichen Verbände in Preussen Aussicht auf Dauer und Wachstum hat, die des „Tschinowniks“ ist, und dass wir mehr und mehr russischen Kulturzuständen zutreiben, das ist den Eingeweihten längst klar [1]).

---

der Schwiegersohn — der es in der Nähe der Garnison des Verfassers durch eine vorteilhafte frühe Heirat zum reichen Majoratsherrn gebracht hatte — fliesst von Bewunderung für die Schrift, ihren Geist, ihre Tiefe, ihre glänzende Sprache über, ist aber bezüglich der Publikation doch auch der Meinung seines „vortrefflichen Schwiegervaters“, besonders da Exzellenz Fr., der höchste Vorgesetzte, Schriftstellern seiner Untergebenen so gar nicht liebe.

Nun hatte sich zwar Josef v. Eichendorff, der in der Garnisonstadt im Ruhestande lebte, vorher sehr energisch für die Publikation ausgesprochen — die tragikomische Geschichte spielte in einer schlesischen Garnison — aber Eichendorff war schon ohne Amt, stand im schärfsten Gegensatz zu dem noch immer bei Hofe und im Zivilkabinet mächtigen Eichhorn, und so liegt das Manuskript noch immer bei mir unter Verschluss.

War nicht in Preussen lange Zeit Jeder, der etwas Geist verriet, eo ipso verdächtig, zum in den Bann getanen jungen Deutschland zu gehören? Auch wenn er sich offiziell für „Zopf und Schwert“ begeisterte, jede Begeisterung machte ihn bei der Reaktion verdächtig. „Die ganze Richtung passt uns nicht“, darin liegt's!

Wie oft mögen sich solche Vorgänge in der Geschichte des preussischen Korporalismus wohl wiederholt haben? Der alte Fontane wusste hier Bescheid; aber er hat auch manche Erfahrung mit ins Grab genommen.

Übrigens erinnere ich zum Verständnisse der geistigen Produktion in der preussischen Bürokratie und Armee an Wielands Kombab und Grillparzers Bankban! Was ist ein treuer Diener seines Herrn — oder seines Herrn Chefs — nicht alles zu opfern bereit?!

[1]) Dem Leser dürfte erinnerlich sein, wie der russische „Tschin“ im Verlaufe des vorigen Jahrhunders mit dem Talente des Volkes umgegangen ist, was das Schicksal Gogols, Puschkins, Tschernischewskis, Lermontows, Turgenjews, Pissarews, Tolstojs, Schewtschenkos, Herzens war.

Es sind also die Rückblicke in die Vergangenheit der Sippe, aus der ich von grossmütterlicher Seite her stamme, was mich zu Betrachtungen über Vererbung und Entwickelung der geistigen Begabung geführt hat.

Nachdem die Eindrücke der Studienjahre mich veranlasst hatten, soweit wie möglich der Ahnenreihe nachzugehen, von der jene grosse Zahl zum Teil begabter, aber talentscheuer Vettern herstammte, kam eines Tages ein ganz anderes Interesse hinzu.

Ich sass im Sommer 1893 an der Wiege meines ersten Sohnes, und suchte ein Prognostikon für ihn zu stellen. Ich stellte seine Ahnentafel auf, die nun auch die seiner Mutter enthielt, und während ich mir über das Milieu klar war, das seine Kindheit und Jugend bilden helfen würde, beunruhigte mich der Atavismus. Auf dieser Ahnentafel kam mit seiner Mutter eine stattliche Reihe von Familien zum Vorschein — böhmische Musikanten, pommerische Junker, polnische Starosten —, die ganz neue Elemente in die etwas monotone. gedämpfte, von böotischem Geiste erstarrend angehauchte Erbmasse von Urgrossmutters Seite her bringen musste; es war eine Zeit, wo Galton durch sein Buch über die Vererbung des Genies neue Gesichtspunkte gegeben hatte, und in der Weismanns Lehre von der Unzerstörbarkeit und Unveränderlichkeit des Keimplasmas geradezu dazu herausforderte, sich die Anlagen eines Neugeborenen als ein Mosaik aus zahlreichen Einzelanlagen aller seiner Ahnen, von denen aber einzelne durch einen bestimmten, völlig unpsychischen Mechanismus eliminiert worden sein mussten, vorzustellen.

Inzwischen war mir auch Lombrosos Lehre von der neuropathischen Natur des Genies in ihren Einzelheiten bekannt geworden, und als im Jahre 1895 mir ein längerer Aufenthalt im Hause Lombrosos Gelegenheit gegeben hatte, tiefer in seine Ideen und sein Material einzudringen, befestigte sich in mir die Absicht, es anders anzufangen wie er — nicht bei den seltenen Höhen, sondern im mittleren Gebiete der Durchschnittsbegabung, in der Sphäre der bescheidenen Dilettanten, die von Sorge ums Brot, um den roten Adlerorden oder den Rang des Rates dritter Klasse, oder von Furcht vor den Klippen der Majorsecke abgehalten worden waren, ihr Talent „auszubilden", oder, wie das Evangelium es ausdrückt, mit dem Talente zu wuchern. Der einmal gewonnene Standpunkt enthielt auch implizite schon die Tendenz, das Problem nicht als das anzufassen, was W. Stern die „Psychologie individueller Differenzen" nennt, sondern die Familie und die Sippe, und darüber hinaus den Stamm und die Rasse ins Auge zu fassen, also das Individuum nur als ein vorübergehendes Phänomen des eigentlich Bleibenden und Wirklichen, des Stammes zu betrachten, nach Möglichkeit aber diesen in seiner Gesamtheit, mit allen seinen Verzweigungen, zu untersuchen.

Es zeigte sich sehr bald, dass die Bearbeitung dieses Problems die Kräfte eines Einzelnen, auch wenn er ihm die ganze Zeit eines langen Lebens widmet, weit übersteigt, und eine Begrenzung der Untersuchung, wenn bei ihrer Bearbeitung überhaupt ein, wenn auch nur vorläufiges, Resultat herauskommen sollte, ergab sich als erste Aufgabe.

Mein Plan, einige für die Gesellschaft — und vor allem für die Vorgesetzten und Kollegen, deren Wissen davon ja die Karriere, das Aufrücken in eine höhere Gehaltsklasse gefährden konnte — und die Geselligkeit latenten, mittleren Talente zu zählen, ihren Zusammenhang mit der Artung der Familie aufzusuchen, ihre Ererbung und Vererbung aufzuspüren, liess sich aber ausführen, zumal mir als Arzt vieles bekannt oder anvertraut oder enthüllt worden ist, was sich eben nicht verstecken liess, und erwies sich nun als recht fruchtbar. Aber es ergab sich bei der Bearbeitung der grosse Übelstand, dass dem Publikum die Dokumente nicht vorgelegt werden können; wie kann ich aber Akzeptierung meiner Schlussfolgerung erwarten, wenn teils die ärztliche Schweigepflicht, teils die Pflicht der gesellschaftlichen Diskretion mir den Mund verschliesst? Ich denke noch lebhaft daran, wie verstimmt ein entfernter Vetter — Major bei einem exklusiven Grenadierregiment — wurde, als ich ihn in einer grösseren Gesellschaft daran erinnerte, dass sein Bruder eine ausgezeichnete Biographie eines berühmten Komponisten geschrieben hat; wie verlegen ein anderer Vetter, Regierungs-Assessor, S.C.-Mann und gegenwärtig irgendwo Verwaltungsgerichtsdirektor, wurde, als ich in einem Kreise junger Damen aus tadellosen Geheimratsfamilien daran erinnerte, dass sein Bruder ein namhafter Orgelvirtuose ist. Seit diesen beiden Erlebnissen habe ich mir vorgenommen, diese braven Leute, für die Titel, Orden, Gunst Hochgestellter und Karriere alles sind, nie mehr, am wenigsten aber gar in der Öffentlichkeit, daran zu erinnern, dass sie Blutsverwandte haben, in denen etwas von dem Funken des Prometheus glüht. An so etwas darf man höchstens reich und vornehm gewordene Juden erinnern; die schämen sich nicht, auch wenn sie Geheime Kommerzienräte, ja selbst nicht, wenn sie Rittergutsbesitzer und Kreisausschussmitglieder geworden sind, sich zu der Salomonischen Weisheit, der Averroësschen Klugheit oder der Heineschen Feinheit zu bekennen, wenn davon etwas in ihrem Blute und ihren Nerven sprüht oder spukt. Aber einen Preussischen Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat daran zu erinnern, dass seine Tante als Sopranistin die Stadt X. entzückt hat, das ist ja, als wolle man einen Schutzmann daran erinnern, dass sein Onkel Sozialdemokrat ist; nein, so gemütsroh und so tollkühn bin ich nicht.

Nun gibt es begabte Menschen, die entzückend aus der Schule geplaudert haben, aber so geschickt, dass man ihnen nichts beweisen kann, dass der Roman „à clef“ für die allermeisten Leser ein Buch

mit sieben Siegeln bleibt; ich meine nicht gerade Frau Clara Viebig, die das gute Städtchen Montjoie allzu unverschleiert geschildert hat; ich denke ein wenig an Sudermann, an seine Magda, und vor allem an Fontane, der mit so grosser Feinheit, mit ein paar Strichen, die empfängliche Künstlernatur des Gardekürassiers v. Rienäcker, die Talente der gräflich Barbyschen Tafelrunde, die sangesfrohen Sonntag-Mittag-Gäste der Frau Kommerzienrat Jenny Treibel geschildert hat; ich kann es nicht wagen, in diesem Stile Menschen zu schildern, und wenn ich nun doch verpflichtet bin, mit Beweisen für meine Theorie der Begabung zu kommen, so bleibt mir nichts anderes übrig, als die Gesetze, die ich aus der Beobachtung von etwa 200 Durchschnitts-Familien der Armee, dem kleineren Landadel, der Bürokratie und der akademischen Kreise gewonnen habe, nachzuprüfen an der Geschichte berühmter Familien.

Das habe ich nun in einer langen Reihe von Jahren getan, und ausser den grossen biographischen Sammelwerken, die für England, Frankreich, Dänemark, Österreich und bis zu einem gewissen Grade auch für Deutschland (hier in der „Allgemeinen deutschen Biographie") vorliegen und leicht erreichbar sind, zahllose Biographien, Selbstbiographien, Familiengeschichten und Wissenschafts- und Kunstgeschichten gelesen. Ich kann nicht verschweigen — und die inzwischen schon über den Oberregierungsrat Hinausgelangten unter meinen verehrten Vettern mögen mir verzeihen —, dass ausser Littas herrlichen „Famiglie celebri Italiane", mir dabei nichts so nützlich und so erfreulich war, wie die „Jewish Encyclopaedia", New York 1901 ff.

Die Literatur des Problems selbst hat mich in meiner Auffassung nicht gefördert und nicht beeinflusst; das einzige, was ich aus den hierhergehörigen Schriften von Galton, Lombroso, Ellis, Türck, de Candolle — sie sind so bekannt, dass es sich wohl erübrigt, sie hier zu zitieren — und zuletzt Reibmayr gelernt habe, sind ein paar Anekdoten und etwas Quellenkunde. Ich halte es für wenig fruchtbar, eine Naturgeschichte des Genies im Gegensatze oder im Unterschiede von der des Talents zu schreiben, und auch ein Versuch, das Talent von dem mässig Begabten oder dem Dilettanten scharf abzugrenzen, halte ich für aussichtslos.

Es ist mit den Genies und den Talenten eine eigene Sache: viele von ihnen verschwinden aus der Erinnerung der Menschen nach einem schwer zu formulierenden Gesetze nicht nur entsprechend der zeitlichen, sondern auch entsprechend der räumlichen Distanz. Homer glänzt über einen, für unsere herkömmlichen Anschauungen von der Geschichte, ungeheuren Abstand hinweg mit seinen wunderbaren Märchen, mit seinen ergreifenden Reise-Abenteuern und Dienstbotengeschichten so hell, wie keiner von denen,

die gestern gestorben sind, heller als Wilhelm Raabe, Liow Tolstoj, Gottfried Keller, Berthold Auerbach oder Christian Andersen; so lange wird, denke ich, auch in Kinderherzen, dieser ewigen Heimat des Dichters, Robinson Crusoe glänzen; aber die geistreichen, die berühmten Leute der Renaissancehöfe, der Rokkokopaläste, was sind sie uns, wenn wir ehrlich sind; was ist uns Bandello, was Grazzini, Bojardo und Marini, was Pico della Mirandola, was Erasmus, was Poggio, was Galiani, was selbst Voltaire? Kann jemand auch nur einen Augenblick bezweifeln, dass Zaire und Mohammed, wie der Tausendkünstler von Ferney sie gesehen und hingestellt hat, längst vergessen sein werden, zu einer Zeit, wo Nausikaas grosse Wäsche, wo Lady Macbeths Versuche, die roten Flecke von der kleinen weissen Hand wegzureiben, noch tausende mit Schaudern des Entzückens erfüllen werden? Was soll nun die in diesem Falle wirklich arme deutsche Sprache, die sich das Wort Genie erst hat borgen müssen, tuen? Ist denn Voltaire nicht das, was man immer ein Genie genannt hat? Und doch wird eine Zeit kommen, wo kein reifes Werk seines feinen, tiefen, hohen Geistes noch genossen werden wird, während die Zauberworte des Wilddiebes von Stratford Herzen rühren werden, solange Blut noch Lebenssaft ist.

Wir werden die Gesetze, die über die zeitliche Fernwirkung des begabten Menschen entscheiden, meiner Meinung nach nie exakt nachweisen können:

„Wenn Ihr's nicht fühlt,
Ihr werdet's nie erjagen!"

Und nun die Gesetze der Raumüberwindung durch den Ruf des hervorragenden Menschen; ja, wenn einen das Schicksal plötzlich in eine andere Provinz und Stadt mit „regem geistigen Leben" verschlägt, da entdeckt man in den „Philomathien" oder den moderneren „literarischen Gesellschaften" (oder wie sie sonst heissen) auf einmal eine Menge tätiger, rühriger „geistreicher" Männer und Frauen, von denen man an der anderen Seite der Elbe oder des Thüringer Waldes nicht das geringste weiss: kunstbegeistere Schirmfabrikanten oder Drogyengrosshändler, literaturgewaltige Oberlehrer, selbst feinsinnige Landesräte, ohne die jene gute Stadt Bowlenheim oder Sandhofen gar nicht denkbar wäre; und jene so überaus kunstsinnige Frau Kommerzienrat, ohne die in Thebenheim kein Porträt gemalt wird, an deren gastlicher Tafel jeder Notenquetscher seine Mähne schütteln und seine Zähne stochern muss, ja an der selbst nach einer seiner „Konferenzen" Maximilian Harden (oder Ernst von Wolzogen) nicht vorübergehen kann — wenn er nicht bei ihr wohnt, muss er doch mindestens bei ihr sou-

pieren —; man weiss hinter den nächsten Bergen nichts, aber auch gar nichts von ihr und links des Rheins nun erst recht nichts. In Breslau habe ich Zeiten gesehen, wo Herr Sittenfeld der Diktator der schönen Künste war; weiss einer der linkselbischen Leser — ich bitte, nicht im Kürschner nachzuschlagen — vielleicht, wer Herr Sittenfeld ist? oder werden uns einmal unsere Enkel sagen können, ob Bruno Wille und Hermann Bahr vor oder nach Martin Luther gelebt haben?

Ich brauche nicht davon zu reden, dass man in Paris an der Tafel der Geoffrin oder des Grafen Caylus nicht das geringste wusste von den reizenden kleinen Ratten, oder den Müttern, zärtlich wie die Chardins, die genau zur selben Zeit Utamaro zu hunderten hinwarf mit seinem flinken Pinsel, damals als Fragonard die Herzen der gepuderten Marquis mit seinen Schelmereien, dem „verrou“ und der „escarpolette“ höher schlagen machte.

So ist es kaum vermeidbar, in der Abgrenzung des Materials an begabten Individuen und begabten Familien mit einiger Willkür zu verfahren.

Ein Interesse für die Erklärung individueller Züge ausgeprägter Persönlichkeiten aus ihrer Familie und Sippschaft heraus, das mich von früher Jugend ab bei einer unablässigen Beschäftigung mit der Geschichte der Wissenschaften und Künste begleitet hat, führt nun auch zu Ketzereien bei der wichtigen Arbeit, die jeder Zusammenfassung grösserer Tatsachenmassen zugrunde liegen muss, der Klassifikation.

Irgend eine Einteilung der Wissenschaften, sei es die Comtes, Spencers oder Wundts, lässt sich der Klassifikation der Begabungen nicht zugrunde legen. Man kommt zu sehr absurden Ergebnissen, wenn man die Geister, die dasselbe „Fach“ getrieben haben, als zusammengehörig nach ihrer psychischen Organisation betrachtet. Ich habe viele Zeit mit solchen Versuchen verbracht, und mir Sammlungen von Biographien von namhaften Geologen, Theoretikern der Mechanik, der Optik, der Akustik, der Soziologie, der politischen Ökonomie angelegt, um schliesslich zu sehen, dass jede derartige Gruppe die verschiedensten Typen intellektueller und emotiver Veranlagung umfasst. Am wenigsten war ich a priori auf die Fülle von Formen geistigen Lebens gefasst, die sich uns bei der Durchsicht der Nationalökonomie zeigt. Es sind, wenn man sich hier ernsthaft orientieren will, praktisch zunächst einmal die Professoren dieses Faches auszuschalten, weil diese zum grössten Teil sehr stark ausgeprägt den allgemeinen Gelehrtentypus, des unter Büchern Bücher produzierenden, dozierenden akademischen Fachmanns zeigen, während die grossen schöpferischen Gedanken, die originellen Beobachtungen in der politischen Ökonomie — die sich gewiss gelegentlich bei den Fachgelehrten finden —

zumeist Köpfen entsprungen sind, die aller Klassifikation nach irgend einem System der Wissenschaften spotten. Kavalleriegenerale — Destutt de Tracy und v. Podbielski —; Fabrikarbeiter — Proudhon und Fourier und Henry George —; Verwaltungsbeamte (teils ursprünglich subalternere, wie Fr. List und Colbert, teils hochgestellte, wie Turgot und Necker, Rodbertus und Say); Geistliche wie Campanella und Malthus; Ärzte wie Quesnay und, in einigem Abstande zu nennen, Oppenheimer; Mathematiker wie Comte, Condorcet und Jevons; Publizisten und Journalisten wie Defoe, Carlyle, Marx und Hertzka; Grossgrundbesitzer wie Turgot und Rodbertus, v. Thünen und Lord Shaftesbury; Fabrikanten wie Owen, Cobden, Flürscheim und Carey; Bankiers wie Necker, Ricardo und Enfantin, haben abwechselnd ihren ursprünglichen Beruf im Stich gelassen, um wichtige und originelle Ideen zum Verständnisse des wirtschaftlichen Lebens beizusteuern.

Es wäre a priori zu erwarten gewesen, dass die originellsten und häufigsten Beiträge zum Verständnis der wirtschaftlichen Gesellschaftserscheinungen von Männern der Praxis ausgegangen wären, die sich, nach langen Erfahrungen und vielen reichen Erfolgen in Musse die Früchte ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit geniessend, nun der Reflexion über einzelne besonders frappierende Lebenserfahrungen hingaben. Das ist wohl in einzelnen Fällen so gewesen, ich nenne in erster Linie Ricardo und v. Thünen, aber es ist keineswegs die Regel.

Wenn ich mir, mit so sorgfältiger Kritik wie möglich, die 80 bedeutendsten Denker des 18. und 19. Jahrhunderts auf diesem Gebiete zusammenstelle, so gehören davon 31 — wobei Rousseau nicht mitgezählt ist — in ausgesprochenster Weise der Klasse der Intellektuellen an; nur 25 sind als Unternehmer oder Angestellte wirtschaftlich tätig gewesen, und 24 gehören ihrem Bildungs- und Lebensgange nach einem Zwischengebiete zwischen der Welt der Intellektuellen und der der Wirtschaftenden an. Dabei zeigt sich, dass Fälle eminenter Begabung bei den Intellektuellen häufiger vorgekommen sind, als bei den Wirtschaftern, und auch häufiger, als bei den Vertretern des Zwischengebietes, obwohl bei der an sich ein ausgeprägtes Zwischengebiet zwischen Theorie und Praxis darstellenden Disziplin eine besonders starke Beteiligung der nach beiden Richtungen begabten Menschen hätte erwartet werden sollen. Ich habe auf der anliegenden Tabelle unter 2. die eminenten Persönlichkeiten dieses Gebietes aus den drei Lebenskreisen aufgeführt; es ist dabei besonders interessant, dass unter den eminenten, mit finanziellem Erfolge wirtschaftlich tätigen Nationalökonomen nicht einer eine utopische Richtung vertreten hat, während von den 8 eminenten Intellektuellen nicht weniger als 5 Utopiker waren; freilich fehlen unter den 25 Kaufleuten, Fabrikanten und Landwirten, die auf Beachtung

Anspruch haben, die Utopiker nicht ganz; es sind als solche Enfantin, Engels, Fourier, Owen und Flürschheim zu nennen; aber keinen von diesen utopischen Praktikern darf man zu den eminenten Denkern dieses wichtigen Gebietes der Forschung rechnen, und mindestens zwei davon verdienen die Bezeichnung als „fous" — Fourier und Enfantin — mit der ihre, durch ihre utopischen Forderungen erschreckten Zeitgenossen auch nicht gegeizt haben.

1. Von 80 bedeutenden National- (oder „politischen") Ökonomen des 18. und 19. Jahrhunderts stammten:

Aus der Schicht der Praktiker	(Klasse I)	25[1])
„ „ „ „ Ideologen	(„ II)	31[2])
„ dem Zwischengebiete	(„ III)	24[3])

2. Es waren von diesen 80 als eminent zu bezeichnen:

Klasse I	5[4])
„ II	8[5])
„ III	4[6])

3. Es waren Utopiker:

	Klasse I	Klasse II	Klasse III
a) von der Gesamtzahl	5[7])	8[8])	2[9])
b) von den „Eminenten" (s. oben 2)	—	5[10])	—

Es sei nur beiläufig bemerkt, dass unter den 17 Männern der Gruppe 2 sich vier Franzosen finden, die Männer von titanischer Schöpferkraft waren — Colbert, Turgot, Condorcet und Comte —, von denen die beiden ersteren, wenn auch sehr verschieden vom Glück begünstigt, Cäsarennaturen waren, während die beiden letzteren als reine Intellektuelle ebenso reich wie tief begabt waren; von den Deutschen und Engländern, die auf der Liste stehen, ist wohl nur einer, der feurige, unermüdliche und begeisterte List, gross genug, um als ebenbürtig neben den vier grossen Franzosen genannt zu werden. Auch drei ausgesprochen poetisch veranlagte Männer stehen auf der Liste dieser 17 Denker: Campanella, Defoe und Carlyle.

---

1) 2) 3) sind im Anhange angeführt.

4) Turgot; Ricardo, Cobden, Carey; Rodbertus.

5) Campanella; Comte, Defoe, A. Smith, Malthus, Carlyle, Marx, Soetbeer.

6) Colbert, Condorcet, Quesnay; Fr. List.

7) Enfantin, Engels, Flürschheim, Fourier, Owen.

8) Campanella; Comte, Proudhon; Carlyle, Defoe, H. George, K. Marx, Hertzka.

9) Cabet, Oppenheimer.

10) Campanella; Comte; Carlyle, Defoe; Marx (wenn ein als Politiker so ungewöhnlich erfolgreicher Mann wie Marx als Utopiker bezeichnet werden darf).

Betrachten wir aber nicht nur diese schon aus sehr verschiedenen Begabungstendenzen gemischte Elite, sondern alle oben erwähnten 80 bedeutenden National- oder „politischen" Ökonomen, so finden sich darunter so verschiedenartige Individuen, und diese wieder stellen so differente Familien dar, dass es nicht angeht, irgend etwas wie eine ihnen alle gemeinsame Begabung für politische Ökonomie anzunehmen; eine solche kann es also nicht geben[1]; das gilt auch für kleinere Gruppen, es liegt z. B. nahe, bei der grossen Zahl der Ersinner von Utopien unter den der politischen Ökonomie zugewandten Intellektuellen eine weitgehende Gleichheit der Veranlagung zu vermuten; diese kann aber nur für einen Punkt zugegeben werden, nämlich mit Bezug auf die Bedeutung des Traumlebens für die Entwerfung eines anschaulichen Menschheitsbildes; damit tritt aber diese Gruppe als etwas Besonderes aus der Masse der nationalökonomischen Denker aus; die Mantik und Traumdeutung ist keine adäquate Methode für die Analyse der wirtschaftlichen Gesellschaftserscheinungen; wenn es Utopikern gelungen ist, sich eine hervorragende Stelle unter den Wirtschaftstheoretikern zu sichern, so ist es ihnen trotz ihrer hohen Fähigkeit zur Bildgestaltung idealer Gesellschaftszustände gelungen; als Utopiker gehören diese Männer nicht in die Wirtschaftsgeschichte, so wenig wie der geniale Charlatan Schelling in die Geschichte der wissenschaftlichen Philosophie gehört; sie bilden vielmehr mit anderen Utopikern eine Gruppe, die in ganz anderem Grade eine psychologische Einheit darstellen, als alle übrigen Wirtschaftstheoretiker; mit Plato, Baboeuf, Godwin, Bebel, William Morris, Bellamy, Wells und noch vielen anderen gehören sie zu einer besonderen Kategorie von träumerisch veranlagten Dichtern, die — zumeist durch weitgehende Schwärmerei für „freie Liebe" charakterisiert, und sehr oft dazu geneigt, von vornherein ihre Utopie als Traum einzuführen (s. „John Ball's Dream", von Morris; „Wenn der Schläfer erwacht", von Wells; „Looking backward", von Bellamy, und viele andere derartige Schriften) — Dichter sind, deren Phantasie nicht der Natur, sondern der Menschheit als Ganzes zugewandt ist, und die durch ein die Richtung der Phantasie lenkendes Willenselement — meist eine Mischung von revolutionärem Freiheitsdrang mit Verlangen nach Promiskuität und Freiheit des Geschlechtsgenusses — die Freiheit der rein dichterischen Phantasie verloren haben. Der grossen Bedeutung der utopischen Forderung erotischer Freiheit für die Traumbildgestaltung bei diesen Männern widerspricht es nicht, dass sie in reiferen Jahren nicht selten — wie Malthus und Tolstoj — in ebenso utopischer Weise

[1]) So war einer der grössten „Botaniker" des 19. Jahrhunderts, G. Fechner, gar nicht Botaniker; er ahnte träumerisch, was wir heute wissen („Nanna").

an die Möglichkeit einer Unterdrückung des Geschlechtstriebes durch blosse Klugheit oder rein asketische Prinzipien glauben; auch das ist eine das Unmögliche fordernde sexuelle Utopie, genau so, wie die, welche den praktischen Versuchen der Mormonen und der Perfektionisten in Oneida zugrunde lag[1]).

Es ist bei Betrachtung dieser Utopien interessant, zu finden, wie die sexuelle Freiheit der südlichen Utopien eines Plato und Campanella an die Wonnen eines Mänadenschwarms, die der Utopien der Angelsachsen an die geheimen Zärtlichkeiten eines seine Konfirmandinnen muckerisch beeinflussenden Pastors erinnert, am meisten bei dem sonderbaren Perfektionisten Noyes.

Man kann sich kaum ein lehrreicheres Beispiel dafür, dass die bei Mehreren vorhandene Gemeinsamkeit des geistigen Arbeitsgebietes noch keine Gleichartigkeit der Begabung anzunehmen gestattet, als das eben kurz berührte Gebiet, denken.

Ein ähnliches Resultat habe ich gefunden, als ich erst die Kriegshistoriker und dann die Forscher auf dem Gebiete der Farbenlehre, die Goethe in seiner Geschichte dieses Faches behandelt, sowie die nach Goethe auf dem Gebiete der physiologischen Optik und der Farbenpsychologie tätigen Männer eingehender auf ihre geistige Struktur und ihre Gesamtpersönlichkeit untersuchte. Hierher gehören so verschiedene Naturen wie Schopenhauer und Helmholtz, Melloni und Humboldt, Brücke und Hering. Ja selbst auf einem Gebiete, in dem anscheinend die Persönlichkeit mit ihren ausserintellektuellen Eigenheiten kaum eine Rolle spielt, dem der theoretischen Mechanik, finden wir so verschieden geartete Faktoren der Veranlagung, die den Arbeiten der einzelnen Forscher ein unverkennbares Gepräge geben, dass wir keine einheitliche Gruppe vor uns haben. Die nicht seltene mystische Richtung grosser Theoretiker der Mechanik — Pascal, Newton, Swedenborg, Robert Mayer, A. Comte, Poincaré — ist wohl etwas Unerwartetes, aber keineswegs etwas Paradoxes, kein unwesentliches Nebenphänomen, sondern es hängt mit

[1]) Einige Utopisten sind der Frage der Emanzipation oder Sozialisierung des Fleisches fern geblieben, wie Hertzka (Freiland); bei den Perfektionisten traten die Einrichtungen für sexuelle Promiskuität so in den Vordergrund, dass der ökonomische Kommunismus zurücktrat; die tollsten Vorschläge hat sich Restif de la Bretonne, der seine literarische Inspiration aus einer ständigen Satyriasis schöpfte, geleistet („La découverte australe“, 1781); es ist für den griechischen Genius charakteristisch, dass die Utopie Homers, das Phäakenland, von Bildern geschlechtlicher Losgebundenheit frei ist; das Ungriechische Platos, den man völkerpsychologisch für einen Semiten halten muss, tritt in der Verbannung der bildenden Künstler aus seiner „Politeia“ und der willkürlichen Behandlung der Geschlechtsverhältnisse hervor. Griechisch ist das Masshalten in der Freiheit, nicht die Ausschweifung in der Gebundenheit.

der Eigenart der Symbolisierung und der Analogieschlüsse zusammen, die in der Mechanik immer eine grosse Rolle gespielt haben und wohl stets spielen werden. Die grossen Persönlichkeiten unter den Theoretikern der Mechanik, die nicht zugleich auch die grössten Fachmänner sind, bilden schon eine bunt zusammengesetzte Schar: da Vinci, Galilei, Mariotte, Pascal, Leibnitz, d'Alembert, Lagrange, Condorcet, Carnot, Gauss, Hamilton, R. Mayer, Hertz; aber auch diejenigen, die, soweit meine Information reicht, nur ein ruhiges Gelehrtenleben ohne Kämpfe oder Abenteuer geführt haben — wie die Bernoulli, Euler, Maupertuis, Newton, Poinsot, Möbius, Drude —, zeigen so verschiedenartige intellektuelle Typen, dass eine sie charakterisierende und erklärende, ihnen gemeinsame Sonderbegabung für theoretische Mechanik nicht angenommen werden kann.

Ich habe nun, sowohl in der Beobachtung Lebender wie in der Analyse solcher Geister, die uns nur durch ihre Werke und die Nachwirkung ihrer Persönlichkeit noch erreichbar sind, lange Zeit hindurch eine subtilere Analyse versucht, ein Zurückgehen auf die psychologischen Elementarerscheinungen, die Besonderheiten der Empfindung, der Wahrnehmung, der Aufmerksamkeit, des Gedächtnisses, der Erinnerungs-Typen, der Beteiligung unterbewusster und unbewusster Elemente des Seelenlebens an der Manifestation der Begabung, der Gefühlsrichtung, der Temperamente, der motorischen Innervation, der Phantasie, der Arbeitsleistung und sonstiger, gegenwärtig für elementar geltender Eigenheiten des Seelen- und Nervenlebens, mit Einschluss etwaiger krankhafter Erscheinungen von seiten des Nervensystems und der allgemeinen Funktionen der Ernährung und der Fortpflanzung; aber lange, ehe das gegenwärtig auf diesem Gebiete mit den elementaren, psychologisch-analytischen Methoden tätige „Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung" das Problem aufnahm, habe ich diesen Weg auch wieder verlassen und mich damit begnügt, aus der Beobachtung lebender Begabter Fingerzeige für die Fragestellung zu gewinnen, mit der man an die Werke der und an die Quellen über die Gesamtveranlagung begabter Menschen und ihre Familie herangehen kann[1]).

Je länger ich mit dieser Einstellung des Interesses und der Aufmerksamkeit die 25 Jahre Geschichte, die ich selbst durchlebt habe, und die Verknüpfung wirtschaftlicher, politischer und künstlerischer

[1]) Da ich von einer mein ganzes Leben mich begleitenden Beschäftigung mit der Geschichte der Kultur und der Erkenntnis ausgehe, also zumeist mit historischen Personen zu tun habe, konnte eine einheitliche Behandlung nur erreicht werden, wenn die Beobachtung der Zeitgenossen ebenso durchgeführt wurde, wie die der Verstorbenen, also ohne „mental tests".

Produktion in den letzten Jahrhunderten — für die romanischen Länder seit der Renaissance, für die germanischen seit der Selbstbehauptung des Protestantismus unter Cromwell und Gustav Adolf, für die grosse Welt der Slawen seit Peter dem Grossen und August dem Starken — durchforschte, um so deutlicher war mir erkennbar, dass für das moderne Europa, in den eben angegebenen zeitlichen Grenzen, vier grosse, dem Altertum fremde Mächte — die **Kirche,** das **Handwerk,** der **werdende Kapitalismus** und der **moderne Fürst** — Entwickelungsbedingungen schufen, die für die Kreuzung und Auslese der dem Spiele dieser Kräfte überantworteten Rassen-Elemente von der einschneidendsten Bedeutung werden mussten. So hat die Entstehung einer grossen Beamtenschaft und der stehenden Heere in den Niederlanden, Deutschland und Frankreich die Entwickelungsbedingungen begabter Menschen in diesen Ländern ganz anders gestaltet als in England, wo seit Karl I. solange die Selbstregierung der Gentry und die Abwanderung der starr demokratischen und asketischen Volkselemente die Entwickelung bedingte, so dass in sehr vieler Beziehung das katholische Frankreich dem protestantischen Deutschland ähnlicher geworden ist, als es die gleichen englischen und die nordamerikanischen Klassen trotz der den deutschen ähnlichen Verhältnisse werden konnten.

Das waren etwa die Gesichtspunkte, von denen ausgehend ich im Jahre 1899 eine Stellung des Problems versucht habe. Ich versuchte in einem Vortrage, den ich am 24. April 1899 in einer Sitzung der Breslauer Psychologischen Gesellschaft gehalten habe, zu zeigen, welche Fragen ich mir stelle und wo mir eine provisorische Antwort schon möglich erschien.

Ich habe seitdem in dieser Richtung weitergesucht, ohne mich durch die seitdem erschienenen Arbeiten von Möbius, Lombroso, Reibmayr u. A. ablenken zu lassen, unter dem Vorbehalt, mich mit den Anschauungen dieser Forscher auseinanderzusetzen, sobald ich selbst die oben angegebenen Kulturepochen der wichtigsten europäischen Völker von meinem Standpunkte aus durchsucht haben würde.

So wenig meine Berufstätigkeit mir in den letzten sieben Jahren Zeit gelassen hat, grosse Stoffmassen im Zusammenhange zu verarbeiten, so sehr hat mich doch jederzeit, ganz besonders bei der Beobachtung nervöser und degenerierter Menschen und ihrer Verwandten, das Interesse für das Begabungsproblem begleitet und beeinflusst. Und dann die Frage nach dem vermutlichen Schicksal begabter Familien unter dem Einfluss der heute die Klassenbildung und die Auslese beherrschenden wirtschaftlichen und sozialen Mächte.

I. Problemstellung.

Eines steht mir nun fest: die Natur schafft die begabte Persönlichkeit als flüchtige Erscheinung am Stamme der Familie und der Rasse; die Schöpfung, das Werk, ja das Wirken ist das gemeinsame Produkt des Begabten und der Gesellschaft: des Künstlers und seines Publikums, des Dichters und seiner Umgebung, des Forschers und der seiner Zeit geläufigen Methoden und Untersuchungstechniken; des Erfinders und der ihn umgebenden Wirtschaftsform. Das ist nicht eine triviale Wiederholung der Milieutheorie, sondern der Ausdruck der Erfahrung, dass die gesamte Produktion des Menschen, auch die abstrakteste Idee des weltfremdesten Denkers, zugleich ein Produkt der Gesellschaft ist und, so gross oder so klein der Anteil des Schöpfers sein mag, von jener mitgeschaffen wird. Es braucht, um das verständlich zu machen, nur darauf hingewiesen zu werden, dass der mächtigste unter den geistigen Faktoren der sozialen Gemeinschaft, die Sprache, eine unermessliche Menge „geronnener" geistiger Arbeit der Vorzeit enthält und uns mit allen Ahnengeschlechtern, die seit dem Aussprechen der ersten arischen (oder vor-arischen, aro-semitischen) Wurzeln dahingegangen sind, unlösbar verbindet, wie die Sprache heute uns fast täglich fremde, der Gegenwart entstammende neue Gedanken aufzwingt. Die Wahrscheinlichkeit, dass ein begabter, völlig von der sozialen Gemeinschaft losgelöster Denker aus sich heraus wertvolle geistige Produkte hervorbringt, ist so gering, wie die, dass ein unter Tieren isoliert aufwachsendes Kind — *homo sapiens ferus* — eine artikulierte Sprache erfindet.

Ich habe es mir schon in meinem 1899 gehaltenen Vortrage versagt, auf die damals bekannten Theorien über das Wesen des Genies näher einzugehen. Mir schien und scheint ein Eingehen auf das Wesen des Genies die meiste Aussicht auf ein befriedigendes Ergebnis zu eröffnen, wenn man es als speziellen Fall besonders intensiver oder extensiver Begabung behandelt. Worin dem Genie gegenüber Alle einig sind, das ist ein künstlerischer Zug in seinem Wesen, auch wenn das

Feld, auf dem es sich betätigt hat, der künstlerischen Tätigkeit ganz fern liegt. So häufig wir gute intellektuelle Veranlagung — praktische Klugheit und theoretische Intelligenz — bei Menschen ohne allen Kunsttrieb und mit sehr geringem Kunstsinn finden, so oft macht eine Begabung, die wir als genial zu bezeichnen geneigt sind, den Eindruck, als sei in ihr gute intellektuelle Veranlagung mit künstlerischer Begabung verschmolzen. Es kann in dieser Weise zu einer Häufung von Begabungen kommen — beim Individuum, bei der Familie oder bei der Rasse —, in der sehr heterogene Elemente nebeneinander stehen, ohne einander bei ihrer Betätigung merklich zu fördern, oder sie können bei ungefähr gleicher Stärke ergänzend oder verstärkend aufeinander wirken, oder es kann entweder so sein, dass nur e i n e nach Wesen und Richtung durchaus bestimmte Begabung da ist und auf das Vollkommenste entwickelt werden kann, oder so, dass neben einer durchaus dominierenden Begabung andere, grosse oder kleine Talente auch da sind, aber doch nur dienend oder schmückend der herrschenden Kraft zur Seite stehen, wie etwa eine schöne und volle Stimme Geist und Feuer des Redners aufs wirksamste unterstützt, und ohne sie doch ein Demosthenes möglich geworden ist.

Sehr häufig geht, wie die Erfahrung zeigt, grosse Tiefe der Begabung, die ihren Gegenstand vollkommen erfasst und durchdringt, mit einseitiger Fähigkeit Hand in Hand; d. h. tiefe Begabung ist meist einseitig [1]). Sowohl die alltägliche Erfahrung wie die Statistik zeigen, dass Einseitigkeit sehr oft die erbliche mathematische und musikalische Begabung auszeichnet; sowohl der mathematische wie der musikalische Kopf ist so ganz durch die Formen, mit denen er äusseres und inneres Geschehen auffasst und anschaut, in Anspruch genommen, dass der Stoff, aus dem anders gearteten Naturen die Welt geformt zu sein scheint, ihn nicht interessiert. Die Einseitigkeit des mathematischen Kopfes zeigt sich gesteigert oder karrikiert bei den blossen Rechentalenten, bei denen das Zählen und mit Zahlen operieren, ohne zu allgemeineren Ideen zu führen, zwangsweise die Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt und das Zählen zur krankhaften Manier werden kann.

Den vollsten Gegensatz zu der so häufigen Einseitigkeit des musikalischen und des mathematischen Talents bildet das poetische in seiner Fülle, seiner oft alles umfassenden Breite (soweit es nicht bloss dafür gilt, während es in Wahrheit blosse Sprachkunst ist, wie bei unserem sprachgewaltigen R ü c k e r t, der, weit über die süsseuphonische Sprachkunst vieler Romantiker hinausgreifend, alle phonetischen und tropischen Formen unserer Sprache beherrscht hat).

[1]) Ich unterscheide vorläufig neben anderen Kategorien der Begabung die reiche, die tiefe und die breite Begabung; davon wird unten noch Mehreres zu bemerken sein.

Jedes noch so kleine Gedicht zeigt uns, wenn es mehr als nur ein Werk der Sprachkunst ist, Auftreten, Wirken und Abklingen einer Stimmung oder eines Affekts; schon im engen Raum des Epigramms, wie in den 17-Silben-Gedichten der Japaner, hat dieser Mikrokosmus Platz; das ist aber nur möglich, wenn ein leicht bewegliches Affektleben gegeben ist, zu dem noch eine lebhafte Anschauung der sichtbaren Welt, der Trieb zur Erzielung phonetischer Wirkungen und der feinste Sinn für Rhythmus treten muss, wenn ein Gedicht werden soll. Ist so Stimmungsgehalt und Form gegeben, so ist ein origineller Gedanke und entweder eine Schilderung eines Zustandes, der dem im Innern des Dichters verlaufenden Affekte ruhend gegenübersteht, oder die Erzählung eines Vorgangs, der für den Affekt parallel oder durchkreuzend verläuft, noch erforderlich. Die Affektation oder der krankhafte Zwang eines unharmonischen oder hochkomplizierten Gefühls, auf die wir so oft bei Heine stossen, verrät eine geringe Stärke des Schaffenstriebs, der sonst nicht einer ideenflüchtigen Ablenkung nachgeben würde. Wir sehen, wie wichtig die Gabe stärkster Konzentration ist, die einen wesentlichen Bestandteil dichterischer Begabung bildet (wie sie jede, auch die bloss praktische Begabung immer steigert), deren Mangel oder Beeinträchtigung aber wohl noch poetische Wirkung zulässt.

Der dichterische Trieb nach Erzählung findet in der Sprache das denkbar vollkommenste Werkzeug, und wir haben, wie alle Urpoesie zeigt, in einer mehr oder weniger rhythmisierten Erzählung, deren Vortrag zugleich leicht moduliert und von Gesten und mimischen Bewegungen begleitet ist, den Urkeim sowohl des Ahnen- und Götter-Kultes, wie der Magie und der Dichtung zu sehen; für die Schilderung ist die Sprache kein ausreichendes Mittel, und so sehen wir, wie eine voll mit allem, was zu ihr gehört, ausgestattete Dichternatur oft und lange, ja in manchen Fällen ständig, zwischen der dichterischen Tätigkeit und der des Malers schwankt; es ist zu bekannt, welche Rolle dieser Trieb im Leben Gottfried Kellers gespielt hat; wie Goethe, der grösste deutsche Maler in Worten, schliesslich diesen Trieb, dem kein entsprechendes technisches Können zur Seite stand, auf die Farbenlehre hin gezwungen hat; die Zahl zeichnerisch begabter Dichter ist überaus gross, und relativ noch grösser die der dichtenden Maler, wie Michelangelo, Alberti, da Vinci, in neuerer Zeit namentlich Flaubert, William Morris und D. G. Rossetti. Wie unendlich oft der Versuch gemacht worden ist, Anekdoten, Idyllen und Romanzen zu malen, wie gut es oft für den Maler als solchen gewesen wäre, mehr die malerische als die poetische Fähigkeit seiner Phantasie zu kultivieren, darauf wird unten noch zurückzukommen sein. Welche Virtuosität in der Schilderung jedes beliebigen Gegenstandes erreicht werden kann, hat uns der französische Naturalis-

mus gezeigt; eine Tuchmütze, ein Gemüsehaufen, eine Volksversammlung, ein sterbendes Kind werden in der raffinierten Prosa Zolas, Flauberts oder der Goncourts unerhört anschaulich hingemalt, und gerade diese Meister verstanden es auch, Arbeit und Werk des Malers in Worten wiederzugeben, mit einer Virtuosität, neben der Heinses begeisterte, farbenprächtige Beschreibung italienischer Bilder, Goethes liebevolle Paraphrase Géromescher oder Delacroixscher Porträts verblasst.

Auch der Dichter, der nur innere Vorgänge zu schildern unternimmt, wie so oft Mörike und nicht selten Lenau, wird dabei ohne Symbolisierung derselben durch die Darstellung eines, wenn auch noch so kleinen, Stückes Natur nicht auskommen, und dazu braucht er, wie der Maler, eine deutliche und vollständige Vorstellung dieses Stückes. Fehlt ihm die, so kommt er über blosse Sprachkunst[1]) nicht hinaus; wie unentbehrlich für die ja nur auf symbolischem Wege mögliche Darstellung eines Gefühls durch Worte diese deutliche visuelle Vorstellung ist, zeigen zwei der strahlendsten Edelsteine der deutschen Dichtung, Mörikes verlassenes Mägdlein und Lenaus Winternacht; Mörike lässt das Mädchen ins Herdfeuer blicken, das es in aller Frühe anzünden muss; mit wenigen Worten gibt er eine vollendete Anschauung des Feuers:

„Schön ist der Flamme Schein,
es springen die Funken"

und diese Wärme und dieser Glanz wecken plötzlich in dem in Leid versunkenen Mädchen die Erinnerung an die verratene Liebe; hier schmilzt nun das starre Herz der Verlassenen. Aber vielleicht noch ergreifender, und schauerlich in der erschütternden Symbolik der meisterhaft gewählten und geformten Worte zeigt uns Lenau, wie er sich in der kalten Winternacht das Erstarren seines Herzens wünscht, um Ruhe zu finden. In drei stupend prägnanten Versen zeigt er uns die winterliche Welt: den schneebedeckten Wald, die Mondnacht, seine Flucht vor sich selbst, und während die Vokale Erstarrung, Tod, Stille, Kälte, krachenden Frost malen, gibt der Rhythmus der Verse das Klopfen des wild erregten Herzens wieder, das sich über alle Ruhe hinaus vollkommene Erstarrung wünscht.

Die nordischen Völker haben in ihren Volksliedern und ihrer moderneren Lyrik nicht selten stürmische Winternächte und starrenden Frost gemalt; Tolstoj hat in seinem Schneesturm[2]) den ganzen Klangreichtum und die Bildsamkeit der noch mitten in unverschlissener, primitiver Lautsymbolik steckenden russischen Sprache aufgeboten;

[1]) Das sieht man bei der Mehrzahl, der vorzugsweise auf Landschaftsschilderung ausgehenden Sprachkünstler, wie Matthison, Mayer, Gessner, W. Scott u. a.

[2]) „Metjel", 1850.

zwei grosse nordische Dichter, die beide alle geheimen Reize der volkstümlichen Sprache kannten, haben den Gegensatz zwischen den Schrecken der Winternacht und dem stillen Frieden des Hauses und des Herzens geschildert; Burns erhebt sich, wenn er darin sagt:

„or the stormy north sends driving forth
the blinding sleet and snaw“

fast zu der Höhe der Lenauschen Lautsymbolik, in der es klingt:

„es klirrt mein Bart,
nur fort, nur immer fortgeschritten!“

Puschkin, der schildert, wie sich in der warmen Stube das Heulen des Schneesturms anhört:

„Burja mgloju njebo krójet,
Wichry shniézhnije krutjá“

schildert mit ähnlicher Lautsymbolik, aber er verliert sich, wie Burns in seinem Winterliede, in Einzelheiten der Schilderung, und wenn beide Dichter in ihrem Liede aus Angst und Trotz zu friedlicher Resignation gelangen, und der Affekt besänftigt und versöhnend abklingt, bleibt dem gegenüber bei Lenau die grossartige Einheit der erstarrenden, unversöhnt absterbenden inneren Welt der Gefühle mit der Unbeweglichkeit und Starrheit der froststarrenden Aussenwelt bestehen, so dass eine beispiellose Harmonie beider Welten zustande kommt: die Vollendung aller Kunst! Aber wie es Lenau so oft, auch in seinen Schilfliedern, verstanden hat, seine Seele ganz in dem Anblick der Natur aufgehen zu lassen, so vermag es Puschkin, der slawischen Gefühlsart entsprechend, der alten Mythenwelt unvergleichlich näher als der moderne Deutsche, die Natur vollkommen zu beseelen und das nächtliche Spiel der Elfen so sichtbar und greifbar werden zu lassen, dass selbst Titania daneben blass erscheint, und Ariel schemenhaft. Auch hier beruht das Geheimnis der Wirkung auf der vollkommensten Lautsymbolik und jede Übersetzung zerstört diese Zusammenhänge[1]). Der Dichter erzählt, wie die Nixen im Mondschein gespielt haben; der Mond sinkt, ein Hahn kräht, kühle Luft weht über den Fluss; eine fragt die anderen, ob sie weiterspielen wollen. Die Antwort lautet: „Nein, nein! es ist Zeit zur Rückkehr, es erwartet uns die Zaritza (die Königin), unsere strenge Schwester.“ Puschkin sagt das mit den folgenden Worten, deren Zauberklang auch dem, der keine slawische Sprache kennt, einen leichten Schauder suggerieren wird:

„Njet, porá, porá, porá!
Azhidájet nas Zaríza,
Nascha strógaja ssestrá.“

---

[1]) S. Dante, Inferno, XXII, Terzine 9—11, Wer kann das adaequat übersetzen?

Puschkin und Burns haben, wenn sie Zauber- oder Hexenlieder dichteten, aus der reichen Quelle der uralten Volkstradition direkt geschöpft, und Lenau hatte das Glück, als Kind und Jüngling die urwüchsige Poesie der Südslawen und Leben und Fiedeln der südungarischen Zigeuner kennen zu lernen. Aber eine atavistische Wiederbelebung uralten Zauberwesens muss da, wo die Überlieferung schweigt, doch noch mit zur Begabung des Dichters gehören, aus jener fernen Urzeit her, als der Sänger zugleich Zauberer, Weissager und Arzt war; Byrons schauerliche Inkantation aus dem Manfred, die Heine und Goethe übersetzt haben, zeigt das, und man sollte nicht ein blosses Spiel mit Worten darin sehen, wenn tiefer Blickende der Dichternatur die Gabe zuschreiben, im Wachen Traumgesichte in aller ihrer Phantastik selbst zu haben und sie durch die Symbolik ihrer Wortlaute bei anderen hervorzurufen; im Orient ist das heute noch etwas Alltägliches; im Okzident sieht man diese Zustände selten als Kunstwirkungen bei Erwachsenen eintreten, weil uns das ursprüngliche Verhältnis zwischen Dichter und Publikum unter dem Einflusse der Lektüre verloren gegangen ist[1]). Indessen kann man gelegentlich bei der Aufführung von Kunstwerken, denen das Publikum eine Bereitschaft zur Hingabe an magische Beeinflussung entgegenbringt, doch auch an ganz modernen Menschen etwas Ähnliches beobachten; so bei der Aufführung des Parsival und der Walküre in Bayreuth[2]).

Wenn ich hier die Wirkung der grossen Werke Wagners, des Dichters, erwähne, so sind diese Wirkungen in der Beobachtung nicht von denen seiner Musik zu trennen. Ich berühre aber damit eine allen Künsten gemeinsame Wirkung, deren Entstehen auf eine allen Künstlern gemeinsame Begabung zurückzuführen ist; wo diese Wirkung am stärksten ist, handelt es sich darum, dass die traumartige künstlerische Ekstase des Schaffens durch innere Reproduktion des rezeptiv genossenen Kunstwerkes auf den Geniessenden übergeht. Es handelt sich also in gewissem Sinne um einen reversibeln Prozess (aufsteigend im Dichter, absteigend im Hörer). Auf eine suggestible Frau — Lady Byron (der sie galt) war das freilich nicht — hätte Lord Byrons schauerliche Inkantation (im Manfred) faszinierend und visionenerregend einwirken können. So manches Liebesgedicht ist ja von grossen

[1]) Es sei bemerkt, dass ein Verständnis der sozialen Faktoren der Kunst eine genaue Beobachtung kunstgeniessender Massen — in Theatern, Konzerten, Kirchen, Variétés, in Kunstausstellungen, bei Rezitationen, Festreden, Predigten — durchaus voraussetzt.

[2]) Interessante, in dieses Gebiet gehörende Beobachtungen und Betrachtungen, die auch auf rauschartige Zustände während der künstlerischen Produktion und rauschartige Wirkungen von Musik, Tanz, Dichtung auf den Geniessenden eingehen, bringt neuerdings R. Müller-Freiend („Zur Psychologie der Erregungs- und Rauschzustände", Zeitschr. für Psychologie, Bd. 57, S. 161, 1910).

Dichtern aus der Sehnsucht heraus geschaffen worden, durch seine Wirkung ein geliebtes Weib zu gewinnen; eine ausserkünstlerische, aber gewiss nicht unkünstlerische Wirkung.

In der Urzeit, wo die Anfänge psychologischer und philosophischer Erkenntnis und Kenntnis noch nicht von Dichtung, Musik und Mantik getrennt waren, und auf den nächsten Entwickelungsstufen, war der Dichter und der Philosoph oft eine und dieselbe Person; es gibt Dichterfiguren, in denen zunächst neben der malerischen Begabung die philosophische so in den Vordergrund tritt — ich nenne Lukrez, Giordano Bruno, Milton, Nietzsche —, dass die bei ihnen nur schwache Ausprägung mancher sonst beim Dichter so häufiger Fähigkeiten, besonders die der Kunst der Laut- und Sprachsymbolik — oder auch ihr völliges Fehlen —, nicht gleich bemerkt wird. Goethe hat unter den vielfachen Wandlungen, zu denen ihn sein gewaltiger Fonds an Jugendlichkeit befähigte, solche Zeiten durchlebt, deren merkwürdigstes Dokument der zweite Teil des Faust ist. Auch Rousseau, der es fertig gebracht hat — und wie schön —, mit den Kunstmitteln der schon fast erstarrten französischen Sprache Landschaften und naive junge Mädchen zu malen, zeigt uns da, wo er mit seiner Prosa starke poetische Wirkungen auslöst, diese beiden Mittel: malerische und philosophische; aber beide zusammen machen doch nicht den ganzen Dichter, und wenn es mir auch gelungen ist, einige Fälle zu finden, wo eine zur Malerei begabte Mutter mit einem philosophisch begabten Vater einen Sohn hatte, der Dichter war, und umgekehrt, Fälle, wo die poetische Begabung des Vaters, die aus malerischer und philosophischer gemischt erschien, sich, wie durch die Vererbung gespalten, in den Kindern erster Ehe nur als malerische Begabung, in denen zweiter nur als philosophische Begabung manifestierte, so ist das doch kein Gesetz, was ich anfangs darin zu sehen geneigt war, d. h. die poetische Begabung besteht nicht aus der und entsteht nicht durch die Vereinigung malerischer und philosophischer Begabung, aber sie enthält beide, in stark visionärer Veranlagung innig gebunden, in irgend einer Menge.

Immerhin zeigt mir die nähere Beobachtung einer grösseren Zahl von nicht berühmt gewordenen, aber höchst rezeptiven und nicht unerheblich (psychisch) reproduktiven Familien, dass sich mathematische und musikalische Begabung bei verschiedenen Generationen und verschiedenen Mitgliedern einer Familie neben- und nacheinander finden, dass Musik und Mathematik — was sie auch sonst im Licht des Bewusstsein und der Kritik sein mögen — hereditäre Äquivalente sind, während Philosophie, Malerei und Sprachkunst, falls sie nicht, wie oft, nebeneinander vorkommen, sich innerhalb vieler Generationen immer wieder, sei es zusammen bei einem Gliede einer Generation, sei es verteilt bei verschiedenen Sprossen des-

selben Stammes, finden. (Das gilt z. B. für die ganze niederländische Nation in ihrer Blüte, wie für die italienische Spät-Renaissance.)

Besonders sind alte Pfarrerfamilien von dieser Struktur häufig nachzuweisen; und in klassischer, wenn auch verhängnisvoller Form findet sich diese Filiation der Begabung bei einer im Reiche des deutschen Geistes in königlichem Range stehenden Familie, den Feuerbach, die es doch — meines Wissens — noch nie zur Verschmelzung ihrer gewaltigen Begabungs-Reichtümer in einer alles zusammenfassenden Dichternatur gebracht hat; vielleicht muss ein Ferment (im eigentlichen Sinne) noch hinzukommen.

Wo neben einer die anderen beiden Elemente quasi zusammenkittenden dichterischen Veranlagung die malerische und philosophische Begabung als solche auch stark ist, werden solche Naturen durch diese Nebenwirkungen meist der Philosophie entfremdet; sie bleiben im Malerischen oder stark Symbolischen stecken, gelangen aber oft gerade dadurch zu den stärksten Wirkungen. Oft glauben sie, nichts als Philosophen zu sein, wirken aber als Dichter: so Nietzsche, so vielfach Bruno. So auch manche, heute fast vergessene, Neuplatoniker (Synesius u. a.); so viele Mystiker, so besonders Thomas von Kempis; so auch die Upanishaden. Solche Männer bleiben dann oft sprachlich in der Prosa stecken, zeigen aber die Phantasie, den Schwung, den Symbolismus des Dichters.

Die beiden grossen westlichen Kulturnationen, Franzosen und Engländer, haben viele reich begabte Naturen hervorgebracht, in denen der Dichter und der Philosoph entweder verschmelzen oder einander ebenbürtig gegenüberstehen; die Franzosen nennen das Produkt eines solchen Verschmelzungsprozesses einen Moralisten, und es wäre ermüdend, auch nur die bedeutendsten aufzuzählen; es seien nur St. Simon, Laroche-Foucault, Labruyère, Chamfort, Stendhal, die Goncourts, Renan, Anatole France, Taine und von den neuesten de Gaultier und R. de Gourmont genannt.

Es erspart uns viel Kopfzerbrechen, wenn man nicht, bestochen von dem Eindruck des Künstlerischen, den viele geistige Produktionen machen, auf dem Wege mühsamer Analyse zu finden versucht, was etwa für den Geologen, den Botaniker, den Geographen, den Ethnologen, den Historiker, Kunsthistoriker die künstlerische Begabung bedeutet, sondern sich darüber klar ist, dass die dem Dichter so unentbehrliche Sprachkunst jede nicht nur auf Mitteilung blossen Wissens oder reiner Erkenntnis ausgehende Darstellung von Erfahrungen, Anschauungen und Gedanken eben zu einem Kunstwerke macht. Der Inhalt wird dadurch natürlich nicht geändert.

Dass Klarheit, Anschaulichkeit und Einfachheit sowohl in der Schilderung — einer Gebirgsformation, eines pflanzengeographischen Habitus, einer Werbungsszene im Vogelleben, eines Tanzfestes auf einer Südsee-Insel, eines politischen Kampfes etc. etc. — wie in der Beweisführung Vorzüge sind, bedarf keines Beweises. Man vergleiche Schopenhauers anschauliche Klarheit mit den Kantschen Wort- und Satz-Ungeheuern, Sombarts brillante Veranschaulichung wirtschaftlicher Kausalzusammenhänge mit Karl Marx' schwerfälliger Dialektik, v. d. Steinens fein humoristische, an Grimmsche Märchen erinnernde Darstellung dunkler und weitabliegender Tabu- und Schamanen-Gedanken mit Bastians ungeheuerlichen Satzlabyrinthen, in denen herrenlose Prädikate kopflosen Nebensätzen nachirren, um die Bedeutung der Sprachkunst zu begreifen. Sie hat mit der Rhetorik, die, eine durchaus der Praxis angehörende Technik, auf den Willen Anderer oder vielmehr auf seine Betäubung oder Düpierung ausgeht, gar nichts zu tuen.

Man nennt Schiller einen Rhetoriker, und tut ihm dabei sicher Unrecht; er ist ein Sprachkünstler mit starken philosophischen Interessen, in dem das andere, neben der Sprachkunst den Dichter konstituierende Element, die innere Bildgestaltung, periodisch hervorbricht; ein Poet, der zwar nicht die Poesie, wohl aber die Sprachkunst jederzeit kommandieren konnte wie einen Schwadronsgaul, dem aber auch als Sprachkünstler der sichere Takt des Geschmacks fehlte, so dass er sich — dessen wohl bewusst — unendlich und immer nach der maßvollen Freiheit und stillen Grösse der Griechen sehnte, wie nach Unwiederbringlichem.

Wenn der Dichter Gedanken und Wissen — und sei es auch nur das von der Volkstradition — und Sprachkunst braucht, neben dem, was allen Künstlern gemeinsam ist: dem geformten Ausdruck eines inneren Vorgangs, sei er nun eine Anschauung oder ein Gefühl, so brauchen die anderen Künstler — der Bildner, der Musiker und der Tänzer — eine bestimmte technische Anlage, die in ganz anderer Weise, als die des Dichters, der handwerksmässigen oder (wenn man will) schulmässigen Ausbildung durch Übung bedarf.

Bekanntlich scheint die Musik im Begriff zu sein, die Schultradition wegzuwerfen und, wie Orpheus in der Heroenzeit, unter Warenhäusern, Auto-Tuten, Untergrundbahnen und five-o-clock-teas, unmittelbar Offenbarungen neuer Formen zu suchen.

Die Bildnerkunst hat das bereits im 19. Jahrhundert getan[1]);

[1]) „The present century has no school of art, but such as each man of talent or genius makes for himself, to serve his craving for the expression of his thoughts, while he is alive, and to perish with his death", schrieb William Morris 1893 („Arts and Crafts Essays").

der Dichter ist davor bewahrt; er kann die überlieferte Form des Dramas zerstören, kann Reim und Rhythmus affektiert vermeiden, kann mit krankhafter Angst, als litte er an „peur de toucher", allen Schwung fliehen, und verlauste Lumpen oder sich erbrechende schmutzige Hungerleider auf die Bühne bringen oder beschreiben, er muss doch die Worte, die Flexionen und das Satzgefüge seiner Sprache, sei es auch selbst im Munde verkümmerter polnischer Juden zum Yiddish geworden, gebrauchen, und diese tragen auch in ihrer Erniedrigung den unzerstörbaren Stempel der Symbolik, des Dichtertraumes, dem der grosse Wurf gelungen ist, dem Ohre vernehmbar zu machen, was der Farbensinn gefühlt, der Lichtsinn gesehen, die Augenmuskeln fixiert die Zunge geschmeckt, die Finger getastet und die Haut schauernd oder brennend empfunden haben, und was vom Hirn zum Herzen und den Blutwellen hingeströmt ist. Solange der rabbiateste Naturalist den Himmel blau, das Laub grün, die Lippe rot nennt, weckt er uns ein Echo des dichtenden Kindergeistes der Menschheit, der „mit Zauberworten und Gesang" das All in den engen Kreis gebannt hat, den die Lippen des Menschen umschliessen, und es in den sanften Wellengängen wiedergibt, die von den Lippen zum Ohre schweben.

Wir sehen, wie Sprachtrieb, Bildnertrieb, Ausdruckstrieb, Zähltrieb die einfachen Begabungen ausmachen, wie der Ausdruckstrieb, mit dem Sprachtrieb vereint, die primitive dichterische Begabung ausmacht; wie der Ausdruckstrieb mit dem Drang, Sichtbares oder Singbares zu formen, vereint, die primitive Bildnerei und Musik entstehen lässt; wie der Trieb, in Bewegungen darzustellen, den Tanz, und, mit der Sprachkunst vereinigt, das Drama erzeugt, während ursprünglich das Gedicht auch so stark moduliert vorgetragen wird, dass in ihm schon die Tonkunst gegeben war, die sich einmal loslösen und die mystische Einsamkeit der „absoluten" Musik aufsuchen sollte, bis die Romantik sie den Dichtern wiedergab.

Die Urgeschichte zeigt uns, wie alle diese Triebe zusammenwirken zum Schaffen und Beleben der ersten, einfachen Monumente, um die oder in denen sich die ersten einfachsten Feste abspielten; beide waren ja füreinander da.

Wir wissen nicht, mit welchen Tänzen und Liedern die Menhirs, Dolmen, Cromlechs und Trilith-Monumente der Steinzeit umgangen, welche geheimnisvollen Pantomimen dabei dargestellt, welche Recitative als Zaubersprüche vorgetragen, welche Kränze, Ketten, Bänder dabei umgelegt, welche Zauberrunen auf Gesichter und Hände der Tanzsänger gemalt, welche Masken vom Zauberfürsten und seinen Adepten getragen wurden; wir sehen das alles in Oster-, Pfingst- und Weihnachtsgebräuchen, im Johannisfeuer und im Erntekranz noch bei uns und in viel mehr, viel deutlicher primitiven Riten in Japan noch

primitiver fortleben, so viel auch mächtige Priesterkasten mit fremden, in tausendjähriger Barbarei entarteten Gebräuchen an verdrängenden Einflüsse geschaffen haben.

Aber noch steht neben der franziskanischen Krippe mit ihren Magiern das Julfeuer, liegt neben dem unheimlichen Freitagskreuz das Osterei, grünt der Kalmus neben dem Mithras-Flammen der Pfingstzungen.

Die alte Einheit der Künste, in der am geschmückten Monumente der Ahnen das froh geputzte Volk sein Fest feierte, in dem die Vereinigung aller seiner Gaben innig und begeistert in der Sonne die Ahnengeister, in beiden die ewige Einheit unseres träumenden Geistes mit dem grossen, das physische Leben in Sternen und Gewittern, in Sturm und Frost, in Regen und Sonnenschein, in Tieren und Pflanzen, in Erdbeben und Feuerbergen offenbarenden All verherrlichte, hat einmal bestanden, und sie wird oder sie kann doch wiederkommen, wenn einmal der schwere Druck wirtschaftlicher Organisation, die alles andere verdrängt oder ausbeutet, überwunden ist.

Wie verschieden Feste und Monumente miteinander verknüpft sein können, kann man aus der Ilias sehen; hier entsteht aus den „beaux restes" der Festspiele für den toten Patroclus und denen des Leichenbrandes schliesslich der monumentale Grabhügel; wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir uns die vielen grandiosen prähistorischen Megalith-Gräber Europas nördlich der Alpen aus ähnlichen Festen hervorgegangen denken: an diese Monumente lehnte sich später das dekorative Bedürfnis an, die Stätte des Heroen-Kultus[1]) wurde zum Tempel, in dem die Jahrhunderte Kunstwerke aller Art aufhäuften, bis wir zu Bartolomés „Monument aux Morts" gelangen, in dem der Heroenkult wieder den Symbolen des allgemeinen Ahnenkults weicht, oder den analogen „Dziady" des genialen Mickiewicz. Und man erinnere sich, dass das griechische Theater-Haus ein Monument des Dionysos zur Aufführung von Heroen-Verehrung bei wenigen bestimmten Festen des Gottes war; dass wir in Olympia die monumentalen Reste einer Art Oktoberwiese (für ein Erntefest) ausgegraben finden, in der freilich hellenischer, nicht bajuvarischer Geist herrschte. Quantum distamus ab illo[2])!

[1]) Schliemann, Mykenae 181—192, 246 ff.; Stengel, Athenischer Seelen- und Totenkult, 427; Pindar, Olymp., 1, 93; Sockyer, Stonehenge and other stone monuments, 1906; idem, Proceed. Roy. Soc., Vol. 69, p. 137 ff.

[2]) Auch die Entstehung des japanischen Theaters mit seinen Masken, aus Tänzen, die das Fortleben der Ahnen darstellen, ist heute nachzuweisen. (Siehe auch Parker, Aborigines of Australia, 25 f. — Frazer, The golden bough, II, 348 ff.). Ferner dient ein grosser Teil der chinesischen Dramendichtung des 13. und 14. Jahrhunderts nur der Darstellung der Metempsychose.

II. Der Gegensatz in der Begabung der Praktiker und der Intellektuellen.

Der Geist ist seiner Natur nach ein Freier, kein Fröhnling.
Schopenhauer.

Es ist oft versucht worden, bis in die neueste Zeit, im Kunsttriebe nur eine höhere Stufe des Spieltriebes zu demonstrieren.

Ich halte es für ganz verkehrt, diesen Weg weiter zu verfolgen. Dass es nicht so ist, lässt sich aus der Genealogie der begabten Familien demonstrieren, also an persönlichen Faktoren; das Problem verdient aber auch unter Eingehen auf die Sache untersucht zu werden.

Das Zentrum alles Kunsttreibens ist das Kunstwerk; der Künstler gibt es eines Tages aus der Hand, und wenn er es auch vielleicht zunächst für einen Einzelnen auf Bestellung gemacht hat, so wird es doch sogleich oder nach einiger Zeit Gegenstand des allgemeinen Kunstgenusses. Dass es auch Gegenstand des Kunsthandels und als solcher ein Gegenstand aller Mittel kaufmännischer Behandlung werden kann, dass es sogar einmal ellenweise verkauft werden kann [1]), liegt ausserhalb unseres gegenwärtigen Gegenstandes.

Der Kunstgenuss freilich hat einige Merkmale des Spiels; die Kunstschöpfung aber sicher nicht; während das Kunstwerk, indem es genossen wird, für den Geniessenden — nicht für den Aussteller, Kustoden, Cicerone etc. — gar keine wirtschaftliche Bedeutung hat, hat der Künstler es doch mit einer ausgesprochenen wirtschaftlichen Absicht gemacht; er ist an die Arbeit der Ausführung — die von Böcklin als eine vorzügliche Gymnastik bezeichnet wird, wenn es sich um Malen handelt — (und oft auch an den Entwurf) auch mit der Absicht gegangen, einen Preis oder einen Lohn — eventuell Naturallohn, wie bei den Medizin-Männern der Amerikaner, die eine neue Inkantation erfinden — dafür zu erhalten; wenn ihn zwar der Kunsttrieb, der ja absolut nichts anderes ist als eben die Gestaltungsgabe selbst, zunächst zum Künstler macht. Das ist die Regel, und die Ausnahmen waren und sind so selten, dass ich sie übergehe. Aus der Masse der Künstler, die allein oder mit wenigen, untergeordnete Hilfe verrichtenden Gehilfen arbeiten, und es zu einer „Nahrung“

[1]) Wie anscheinend Watteaus herrliches „Enseigne de Gersaint“.

bringen, die der eines tüchtigen Handwerkers entspricht, heben sich vor dem 18. Jahrhundert doch nur einige wenige als grosse Herren lebende Künstler ab, die glänzende Honorare erhielten.

Die Änderung in der Stellung der Kleriker, welche erst der Humanismus, dann die Reformation herbeiführte, ermöglichte es, dass der Studierte und der ausgebildete Künstler, vom Zölibat befreit, einen bürgerlichen Beruf aus ihrer Tätigkeit als — ich will der Einfachheit wegen diesen Ausdruck auch für die Künstler gebrauchen — Intellektuelle machten, ihren Beruf übten, um davon ihre Nahrung zu haben, wobei sie, trotz einer besseren sozialen Stellung, als sie der Handwerker hat, wirtschaftlich es selten weiter brachten als dieser. Auch die Entwickelung der Karriere des Beamten hat den meisten Intellektuellen, soweit sie nicht nobilitiert und entsprechend dotiert wurden, kaum eine andere Lebensführung gestattet.

Man lese die Schilderung, die Jung-Stilling und Ludwig Richter von ihrer Lebensführung geben, oder die Feuerbachs, Millets, Balzacs von ihrer ewigen Geldverlegenheit, man sehe sich Schillers Hausrat an, und man weiss zur Genüge, wie notwendig die härteste Erwerbstätigkeit für alle vermögenslosen Intellektuellen gewesen, die nicht in den persönlichen Dienst eines Fürsten oder eines sie lancierenden kapitalistischen Unternehmers getreten sind.

Also der bildende Künstler und besonders der Maler, der fast gar kein Anlagekapital und ein sehr geringes Betriebskapital braucht, sind wirtschaftlich als Handwerker anzusehen; genealogisch gehen sie, wie ich später zeigen werde, meist aus dem Handwerke hervor.

So entspringt also das Kunstwerk einer auf wirtschaftliche Ziele gerichteten und darin von allem Spiel sehr weit entfernten Tätigkeit, freilich auch von aller Arbeitsteilung.

Aber das Kunstwerk unterscheidet sich von allen anderen Erzeugnissen der produktiven Tätigkeit dadurch, dass es weder konsumiert wird, noch Produktionsmittel ist, und dass es genossen werden kann, ohne durch den Genuss verbraucht zu werden. Alle Feinheit der technischen Vollendung macht aus einem für den Konsum oder für den Eintritt in den Produktionsprozess bestimmten Objekte noch kein Kunstwerk; was hohe technische Vollendung bei grösster Raffiniertheit erreichen kann, ist Eleganz. Dass es zwischen beiden Gebieten keine scharfen Grenzen giebt, teilen sie mit allen anderen menschlichen Lebenserscheinungen; aller Schmuck des Lebens bedarf ja, um zu entstehen, der Anwendung von Kunstmitteln, ohne doch durch ihre Anwendung zu einem Kunstwerke zu werden.

Die Tendenz, auch den Dichter, den Musiker und den Virtuosen zu den Künstlern zu rechnen und dabei etwas vorauszusetzen, was jene mit Architekten, Malern und Bildhauern gemeinsam haben, ist

ja verhältnismässig modern; der griechische Dichter oder Sänger oder Dichter-Philosoph und sein Publikum sahen auf den Bildhauer und Vasenmaler als auf Banausen herab, und mit dem wachsenden Einflusse der Philosophie im Altertum verstärkte sich bekanntlich diese Tendenz.

Heute ist es nun freilich ganz anders, und man kann als Künstler es an Eitelkeit kaum weiter als Richard Wagner, in Künstlerstolz nicht höher als Anselm Feuerbach und Hebbel, an Bewusstsein des Künstlertums nicht über den Dichter-Philosophen Nietzsche bringen. Die neueste Zeit hat ja uns dazu noch den Narzissismus des Dichter-Amateurs gebracht.

Wenn nun der Künstler zwar stets erwerben will, das Kunstwerk aber keinem wirtschaftlichen Zwecke dient, so bleibt ein starker Gegensatz der künstlerischen Tätigkeit zur spezifisch wirtschaftlichen bestehen; und auch das Produkt wissenschaftlicher Tätigkeit, mag der Forscher das Honorar für die Publikation seiner Ergebnisse noch so bitter nötig gehabt haben, steht ausserhalb der wirtschaftlichen Welt.

Der Gegensatz zwischen der wirtschaftlichen Tätigkeit einerseits, der intellektuellen — wozu ich zwecks leichterer Verständigung auch alle künstlerische Tätigkeit rechne — andererseits, ist nun durch die Entwickelung des Kapitalismus und durch die Entstehung einer neuen Gesellschaftsklasse, der kapitalistischen Unternehmer, immer deutlicher geworden.

Beide Gruppen der Intellektuellen, Künstler und Forscher, produzieren nicht zu wirtschaftlichen Zwecken. Wenn ihre Forschungen irgend einen wirtschaftlich wichtigen Produktionsprozess produktiver oder lukrativer haben gestalten helfen, so ist das für den Forscher als solchen ebenso gleichgültig, wie es für den Künstler gleichgültig ist, ob er einige Jahrhunderte nach seinem Tode bei den reichen Leuten in Mode kommt und so den posthumen Anstoss zu einer schwungvollen Fälschungsindustrie gibt.

Der Kunsttrieb geht darauf aus, die eigene Persönlichkeit im Kunstwerk zum Ausdruck zu bringen, ein möglichst subjektives Weltbild zu geben; der Forschungstrieb geht auf möglichst genaue Beschreibung der Natur der Dinge, auf die Hervorbringung eines Bildes der Welt (oder eines Teiles der Welt), das so objektiv ist, wie irgend möglich. So sind beide — Forscher und Künstler — Bildner, und was den Indianer treibt, die Bewegungen des Wildes in seinem Tanze nachzuahmen, ist genau derselbe Drang, dem wir die vielleicht erstaunlichsten Kunstwerke aller Zeit, die Vögel und die Frösche des Aristophanes, verdanken.

Dass die Künstler und die Forscher sich der Natur dieses Triebes nicht immer bewusst waren und es auch heute noch nicht sind, liegt

auf der Hand. Dass es Intellektuelle gibt, die beide Triebe besitzen, und dass es dabei, unter dem Einflusse mancher organischer Faktoren (Pubertät, Geschlechtstrieb, Intoxikationen, Klimakterium, Senium), unter dem des Milieus und vieler anderer Faktoren zu den merkwürdigsten Mischungs- und Entwickelungsprodukten kommen kann, zeigt die Erfahrung. Tritt uns doch im klassischen Altertum Dichtung, Philosophie und Geschichte zunächst als Einheit entgegen. War doch auch das Träumen einmal eine Forschungsmethode, die Oneiromantik eine Wissenschaft, die Ekstase ein Schlüssel zur Erkenntnis.

Ich betrachte also, aus historischen wie aus psychologischen Gründen, alle Intellektuellen als Bildner, wobei von vornherein zu bemerken wäre, dass auch alles völlig „originell" auftretende Produzieren des Intellektuellen ein Reproduzieren ist; wer sich hinlänglich in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens hat vertiefen können, wird, wenn er Kunst mit „ganzer Seele" zu geniessen vermag, oder wenn er sich vollständig in eine neue wissenschaftliche Theorie vertiefen kann, verstehen, dass Reproduktion auch Produktion, Produktion zum grossen Teile immer Reproduktion ist. Ja, wäre es nicht eine wahrhaft geniale Leistung, als Geniessender ein einfaches Gedicht in sich aufzunehmen unter völliger Wiederbelebung der Gefühle und Vorstellungen, die es zur Entstehung gebracht und die bei seiner Schöpfung ihren Ausgleich und ihren Abschluss gefunden haben? Ist das nicht das Ideal aller wahrhaft geschichtlichen Tätigkeit, und ist nicht die neue Nummer von Poggendorfs Annalen der Physik oder Pflügers Archiv der Physiologie morgen, wo ich sie in Ruhe aufzuschneiden und zu lesen hoffe, bereits ein historisches Dokument, so gut wie das wunderbare Kapitel XX des Johannesevangeliums, das ich heute früh gelesen habe? Ich muss mich als sie Empfangender in das Innere des Produzenten wie in den Geist seiner Zeit — von gestern, vom vorigen Jahre, von vor 2000 Jahren — irgendwie „versetzen".

Gewiss ist es auch ein Reproduktionsprozess, wenn der Künstler oder der Forscher ein Stück Welt — und in jedem von innen heraus wiedergegebenen Stücke Welt spiegelt sich das All — so treu wie möglich wiedergeben, jener treu dem Gefühl, das die Anschauung des Stückes Welt in ihm erregt hat, dieser treu dem Triebe, alles Wesentliche genau so zu beschreiben, „wie es ist".

Ich halte, so hoch ich Sachkenntnis und Einsicht in die Tragweite der Kunstmittel, wie technische Intelligenz, beim Künstler schätze, die Bedeutung des Gefühlslebens und die Stärke und Treffsicherheit seines Ausdruckstriebes für das allerwesentlichste Requisit künstlerischer Begabung, und es geschieht — wie oben bemerkt — nur der Bequemlichkeit wegen, dass ich vorläufig Künstler und Forscher

unter der Bezeichnung als Intellektuelle zu einer Gruppe zusammenfasse (den wirtschaftlich Tätigen gegenüber). Ich habe schon erwähnt, dass die Genealogie begabter Familien mich berechtigt, eine gleichartige, organische und vererbbare Veranlagung für diese ganze Gruppe (der Intellektuellen) anzunehmen. Wenn ich gleich erkläre, dass ich die Vertreter der Tanzkunst durchaus zu dieser Gruppe rechne — und ich erinnere daran, dass Sokrates tanzte, wenn er allein war, beim und zum Philosophieren, und dass die grossen Orchesterwerke Bachs Suiten von Tänzen darstellen —, so wird es mancher komisch finden, wenn ich eine derart zusammengesetzte Gruppe als „Intellektuelle" bezeichne; nun, meinetwegen mag man sie Tänzer nennen und sie, die schauend und nachdenkend durchs Leben schweben, dem an seinem Pulte seinen Profit berechnenden Kaufmanne, oder dem beim Donner der Kanonen über seine Karte gebückten, am Telephon auf Meldungen der Truppenführer lauschenden modernen Strategen gegenüberstellen.

Sehe ich von der technischen Begabung ab, die für den bildenden Künstler gewiss sehr wichtig ist und die sich so überaus häufig mit erheblicher mathematischer und Kausalitäts-Begabung verknüpft — sie soll in einer besonderen Monographie behandelt werden —, so stelle ich, vor allem aus genealogischen Gründen, den „Intellektuellen" eine ganz andere Gruppe gegenüber, die 1. den modernen Unternehmer, sei er nun Kaufmann, Industrieller oder Grundherr, 2. den Staatsmann und 3. den Soldaten umfasst.

Genealogisch lassen sich diese drei Gruppen nicht trennen. Psychologisch, meiner Beobachtung nach, ohne Künsteleien auch nicht. Während alle in irgend einer Richtung überhaupt begabten Menschen allgemein intellektuell begabt sind und jede spezifische Begabung gewisse präsentative und repräsentative Intellekt-Elemente (im Sinne Spencers) besonders stark entwickelt besitzt, sind die Praktiker — so möchte ich diese mächtige Gruppe, mächtig in jedem Sinn, nennen — klug; lebensklug, weltklug, in ihrem Kreise nicht ohne Gefühl, in mancher Richtung nicht ohne Phantasie, aber doch mindestens so klug, um immer von der Einsicht geleitet zu werden, dass man es praktisch nicht zu grossen Erfolgen bringen kann, wenn man die Menschen nicht lediglich als Mittel zu benutzen vermag, ja, sie zeitweise nur von diesem Gesichtspunkte aus beachtet und wertet. Gleichviel, welche Ziele sich solche Naturen stecken, ihr Mittel muss Macht sein, und nirgends wie bei diesen Naturen ist die Gefahr so gross, über dem Kämpfen um den Besitz des Mittels den Zweck zu vergessen, oder doch alle Zeit und Kräfte im Kampf um die Mittel für den Zweck zu verbrauchen, so dass der Besitz der Mittel zur Menschen-Ausnützung — politischer Einfluss, Armeen und Flotten, Geld, Eisenbahnen und Berg-

werke, Land und Leute — oft das einzige ist, was auch titanische Naturen in einem kampferfüllten Leben erreichen, das zwecklos geblieben ist.

Der Faust ist die Tragödie dieser Naturen, die es an psychischer Energie und oft auch an theoretischen Fähigkeiten mit Forschern ersten Ranges aufnehmen und gar nicht selten aus dem Laboratorium, dem Studierzimmer oder vom Katheder in die Arena treten, wie vor kurzem noch der alte zähe John Morley; oder aus einem impassiblen Genussleben, wie Mirabeau und Talleyrand, oder aus einer obskuren, halb subalternen Lage, wie Napoleon, Cromwell oder Briand, mit Hilfe einiger energischer, rettender und ordnender Massnahmen sich befreien und oft allen Kräften einer ganzen Nation eine einheitliche Richtung und eine unerwartete Wirkung geben. In seiner überschwenglichen Art hat Carlyle (in „Heroes and hero-worship") solche Naturen charakterisiert. Eine kühle Analyse und die alltägliche Erfahrung zeigen, dass in solchen Fällen (der Helden-Verehrung) das tiefwurzelnde Verlangen des Menschen nach Mythenbildung dieselbe Art der Begabung verklärt und verherrlicht, die unter anderen Bedingungen ihren Besitzer zum Inhaber eines Petroleummonopols, zum „Eisenbahnkönig", zum Herren eines Pressekonzerns oder zu einem Oberbürgermeister mit latenter politischer Zukunft macht. Die Allianee zwischen der auch ins Abenteuerliche schillernden Conquistadoren-Natur von Cecil Rhodes mit dem früheren erfolgreichen Bürgermeister von Birmingham, Joe Chamberlain, ist ja noch in aller Gedächtnis. Chamberlain ist in Birmingham einfach Diktator gewesen. Die Urenkel von Abenteurern im Stil der normannischen Eroberer werden geneigt sein, Männer wie Washington, Benyowsky, Rasumowsky, Rhodes und Roosevelt als Abenteuerer zu verachten; aber einmal müssen die regierenden Familien auch zu steigen anfangen; gerade die hochkultivierten Nationen mit kompliziertem Wirtschaftsleben zeigen, dass die Nachkommen der im Mittelalter zur Herrschaft gelangten Geschlechter in Zeiten schneller politischer oder wirtschaftlicher Umgestaltung nicht in leitende Stellungen taugen, wenn ihnen nicht aus der Sphäre der verwaltenden oder kaufmännischen Begabung — wie es bei Otto v. Bismarck der Fall war — neues Blut zufliesst. Wenn die europäischen Fürsten seit Beginn der modernen Geldwirtschaft und dem damit gegebenen Bedürfnis einer geordneten Verwaltung der Domänen und einer geordneten Einziehung von Steuern auch stets dekorative Persönlichkeiten mit klangvollen Adelsnamen unter ihren leitenden Staatsmännern gehabt haben, so tritt seitdem doch der Sprössling alter Bankier- oder Finanzpächter-Familien immer mehr in den Vordergrund. Zunächst in der französischen Verwaltung des 18. Jahrhunderts, in ganz anderen, viel

moderneren Typen, als die „noblesse de la robe“ der altfränkischen Parlamente. Auch die Mirabeaus kommen in wenigen Generationen aus den Grosshändlerkreisen (Riquetti) in die des blauesten Blutes. Peel, Disraeli, Gladstone, Bright, Roseberry, Göschen, lauter Nachkommen grosser alter Bankier- oder Grosshändlerhäuser, haben England im 19. Jahrhundert regiert, nicht die Cecils. Die Fähigkeit, die Menschen geschickt als Mittel zum Zwecke zu bestimmen und auszunutzen, durch die alle herrschenden Klassen in die Höhe gekommen sind, verliert sich in den Formalitäten des Hoflebens und dem Wohlleben des Grundherrn von fürstlichem Range, wie es die englischen Grossen, die polnischen Magnaten und der österreichische Hochadel führen; wenn nicht ein glücklicher Zufall das einseitig gezüchtete, atavistisch auf die Reiter- und Jägerpassion zurückschlagende Junker- und Standesherren-Blut durch Vermischung mit dem Blute bürgerlicher Steuerpächter, Amtmänner, Kammerdirektoren, Oberbürgermeister, Bankdirektoren auffrischt, so bleibt dem modernen Staate, der doch nun einmal an der Praxis festhält, die leitenden Stellen mit Adeligen zu besetzen, nichts anderes übrig, als bewährte, kräftige alte Familien von hoher administrativer Bedeutung zu adeln. Davon hat man auch, selbst in Venedig, stets reichlich Gebrauch gemacht: England vermehrt ständig die Zahl seiner Barone, meist aus den Kreisen der zum Richteramte aufgestiegenen erfolgreichen, d. h. finanziell begabten, in zahlreichen Aufsichtsräten bewährten Advokaten, und aus dem der grossen Bierbrauer; Österreich baronisiert Industrielle, Bankiers und finanzkundige Juristen, wie die Liebich, Schöller, Bach, Schmerling, und diese finden durch eine verständige Ehepolitik und die Wahl angenehmer und einflussreicher Gutsnachbarn bei ihren Grunderwerbungen den Eintritt in den exklusiven Hochadel. Auch Preussen kann ohne diese Elemente nicht regiert werden; selbst ein so romantischer, adelsfreundlicher König wie Friedrich Wilhelm IV. hat die Häseler, die Bethmann-Hollweg, die Lösch, Nathusius, Freier, Löbbecke nobilitiert, und die Fugger und Donnersmarck sind keineswegs die einzigen Fürstengeschlechter, die von Kaufleuten herstammen. Die Begabung, die zu der Verwaltung eines grossen Fideikommisses befähigt, ist wohl durchaus dieselbe, die einen tüchtigen Kolonialminister oder Heeresintendanten macht; aber die Erziehung der alten Adelsfamilien, der Formalismus des Schloss-, Corps- und Kasino-Lebens erstickte diese Begabung, wenn sie nicht sehr stark war. Umgekehrt ist es den französischen Generalpächtern, den Enkeln erfolgreicher deutscher Amtmänner, wie den v. Humboldt, v. Bismarck, v. Gerlach, v. Bethmann, v. Diergaardt, immer leicht geworden, sich den Hofton anzueignen, denn den Weltton fanden sie schon lange in den Häusern der ihnen verwandten Bankiers und Zollpächter. Der heute wiederaufgewärmte Judenhass ist dieser Ent-

wickelung gegenüber machtlos, und die Querköpfe, die womöglich jeden neuen bürgerlichen Minister auf seine „christlich-germanische" Abkunft prüfen, werden bald kein Gehör mehr finden.

Was ist nun das Wesen der weltumgestaltenden Begabung (die ihre höchste Entwickelung in Caesar, Napoleon und dem alten Fritz gefunden hat, und die jeder industrielle oder kaufmännische Unternehmer besitzen muss, wenn er Erfolge haben soll) an sich. und verglichen mit den Gestaltern blosser Weltbilder, den Künstlern und Forschern? Ich habe schon betont, dass jenen keineswegs alle Spur künstlerischer Begabung fehlt, und möchte noch besonders stark betonen, dass die allgemeinste und wichtigste aller Künste, die der sprachlichen Gestaltung, für die wirtschaftlich-politisch-militärische Begabung sehr wertvoll ist, wenn es auch vielleicht blosse Männer der Tat (wie Cromwell und die Oranier) unter ihren Trägern gegeben haben mag. Was wäre Napoleon ohne seine Bulletins und Proklamationen, Nelson ohne seine Ordres de bataille, Bismarck ohne seine parlamentarischen, aber zum Fenster hinausgesprochenen Aperçus, wie: „Nach Canossa gehen wir nicht"? Hat ja doch selbst die geistesfeindliche Reaktion der traurigsten Zeit Deutschlands Schlagworte geprägt, wie das vom jungen Deutschland, also Sprachkunst getrieben.

Man hat oft das Wesen der wirtschaftlich-politischen Begabung im Willen, dem besonders zähen und energischen Willen, sehen wollen.

Nun, wer da weiss, wieviel Energie, Zähigkeit, Überwindung von Widerständen, Besiegung innerer Schwierigkeiten die ideologische Arbeit in allen ihren Zweigen erfordert, wird in hoher Energie und anhaltender Betätigung des Willens kein spezifisches Merkmal der praktischen Begabung sehen. Die Erfolge des Praktikers hängen vielmehr davon ab, dass er imstande ist, andere Persönlichkeiten so zu beeinflussen, dass sie sich von ihm als Mittel zu seinen Zwecken gebrauchen lassen. Etwas von dieser Fähigkeit müssen ja auch diejenigen Ideologen besitzen, die Schule machen, alle Welt belehren oder bekehren oder reformatorisch wirken wollen, sei es auch nur durch die Gründung einer utopischen Kolonie, eines Ikariens, Oneidas oder Utahs, eines allbeglückenden Sonnenstaats oder eines allheilenden Sonnenbads. Aber diese Begabung stellt eine Übergangsform dar. Der reine Praktiker hat neben entfernten, oft vielleicht äusserst philanthropischen Zielen andere nächste Ziele, nach deren Erreichung sich dann schon weitere Ziele, Erfüllung von Kulturaufgaben, Bekämpfung sozialer Übel (ewiger Friede, und ähnliche Milliardär-Kaprizen) etc. finden. Zunächst braucht er Macht und Kapital, und dass dieses Bedürfnis zu einer Zeit, wo nicht nur die gesamte Wirtschaftsordnung, sondern auch die Gesellschaftsordnung kapitalistisch ist, und der Staat hinter romantischen Kulissen und feudalem Krimskrams den Kapitalismus entweder zu seinem Haupt-

werkzeuge oder sich zum Werkzeuge des Kapitalismus werden sehen muss, — dass dieses Bedürfnis in einer solchen Zeit immer mehr in den Vordergrund tritt, zeigt die alltägliche Erfahrung. Die Klöster sind ja schon grosskapitalistische Unternehmungen, und die „Wohltäter der Menschheit“, die Ärzte, haben nur auf eine ganz dürftige Handwerkerexistenz zu rechnen, wenn sie nicht ein akademisches Monopol oder ein mit grösserem Kapital arbeitendes Sanatorium ausbeuten können. Oder sie werden bei der Ausführung der „sozialen Gesetzgebung“ zu Mitteln in den Händen der kapitalistischen Unternehmer.

Der Praktiker erreicht Erfolge, wenn er andere Menschen zu Mitteln für seine Zwecke macht. Die sekundären Mittel, durch die er Andere seinen Zwecken dienstbar zu machen sucht, sind sehr verschieden. Gewalt in der Form der Sklaverei und Hörigkeit ist aus Westeuropa[1]) verschwunden; an ihre Stelle ist der „freie“ Arbeits-, Dienst- und Werkvertrag getreten, der zusammen mit den beiden grossen „liberalen Errungenschaften“, Gewerbefreiheit und Freizügigkeit, und der Eigentumsbefreiung, den Arbeitsuchenden innerhalb etwa der Grenzen, die unser bürgerliches Gesetzbuch als „gute Sitten“ bezeichnet, der Willkür des Kapitalisten ausliefert. Dazu kommt das wichtige Monopol des Eigentums an städtischem Baulande, das den vom Arbeitsertrag Lebenden auf einem wichtigen Gebiete zum Hörigen macht.

Neben der unmittelbar angewandten Gewalt steht die List, die als politische Intrige, als Spionage, in vielen diplomatischen Verhandlungen den Sieg des Praktikers ermöglicht. Dass sie im Detailhandel, aber auch im Grosshandel, auch zwischen verschiedenen, vertragschliessenden Produzenten und auch im Kreditgeschäft eine ausserordentlich bedeutende Rolle spielt, bedarf keines Nachweises. Die Welt war und ist voll von grossen und kleinen Panamas, und die Konkurse der Leipziger und der Niederdeutschen Bank sind zwei Beispiele für hunderte.

Als Tochter der List wirkt die Suggestion durch redegewandte Agenten; ehe die Kanonen drohen oder donnern, wird erst die friedliche Waffe der Frau, die Zunge, als Mittel angewendet.

Der Gedanke, durch Waffengewalt den unlustigen Empfänger einer Offerte zur Abnahme von Waren zu zwingen, ist nicht neu; der Kaufmann und der Seeräuber sind bis tief ins 18. Jahrhundert hinein ein und dieselbe Person gewesen; die Geschichte der im Interesse des Grosskapitals durchgeführten tropischen Kolonisation[2]) zeigt noch in

[1]) „Systematische Ausbeutung der Mittelmeervölker mittelst Zwangsarbeit bildet das Fundament, auf dem sich die Machtstellung Venedigs und Genuas erhebt“. (Sombart, l. c. I., S. 332.)

[2]) Saalfeld, Geschichte des portug. Kolonialwesens, 1810; idem, Geschichte des holländ. Kolonialwesens, 1812. Und — Marocco.

den letzten Jahren viele blutige Seiten; die unter den skrupellosen Praktikern nicht seltenen Schlächternaturen haben sich in zwei typischen Gestalten, dem Belgierkönig und dem Abenteurer Stanley, in neuester Zeit gefunden; die Geschichte der englischen und der niederländischen ostindischen Kolonie zeigt die Bedeutung der bewaffneten Hand, für den Warenabsatz in den Kolonien und die Produktion von Kolonialwaren, auf vielen Seiten; der Kaufmann, der durch die Beredsamkeit seiner Reisenden den Kopf- oder Handarbeiter suggestiv verführt, Waren auf Kredit zu nehmen, die Inhaber der „Ärmelausreissgeschäfte" wissen ganz genau, dass der durch ihre Leute beschwatzte Kunde zur Zahlung verurteilt werden wird, dass es zur Zwangsvollstreckung kommen wird, und dass der Gerichtsvollzieher Truppen requirieren lassen kann, wenn die Zwangsvollstreckung auf Widerstand stösst. Der Zwang zum Kaufen mit vorgehaltener Flinte wird heute ersetzt durch raffinierte Anlockung zum Kaufen, mit der bewaffneten Macht, die eventuell Zahlung erzwingt, im Hintergrunde. Diesen Soutien des Händlers bemerkt der betörte Käufer in seiner „Lust zum Kaufen" nicht, oder das Bedürfnis ist stärker als die Bedenken. Hier sind also List und Gewalt dem Kunden gegenüber nur durch einen kurzen Zeitraum in ihrer Applizierung voneinander getrennt.

Auf die Bedeutung der Schmiergelder im Lieferungswesen, der kurzen Elle, des leichten Pfundes, des giftigen oder wertlosen Surrogats, der planmässigen glänzenden Aufmachung des ad hoc mit allen technischen Raffinements produzierten Schundes erübrigt es sich, einzugehen. Die grosse Bedeutung der Reklame, um Kunden heranzuziehen, liegt auf der Hand; hier spielen suggestive Wirkungen mit, die oft recht verwickelt sind; Analoga der Sieges-Bulletins grosser Feldherrn.

List und Gewalt bezeichnen die beiden Extreme der Einwirkung auf den fremden Willen; eine andere, gleichfalls extreme Methode ist die Heranziehung mystischer oder religiöser Faktoren, um die Masse zu Mitteln in den Händen von Unternehmern oder Politikern zu machen. Es ist bekannt, dass die christlichen Missionare bei vielen leicht gekleideten Völkern in den Tropengegenden den Import von alten europäischen Kleidern und englischen Baumwollstoffen sehr gefördert haben: christliche Ethik, Altwaarenhandel und Textil-Industrie fordern gleich gebieterisch den Import christlicher Vorstellungen von Scham und Keuschheit. Eine wichtigere Erscheinung ist aber der Interessenausgleich, der aus der verwickelten europäischen Politik als Konkordat bekannt ist, während er sich im Cäsaro-Papismus, in der Existenz der geistlichen Kurfürstentümer auch in Europa noch ausgeprägt hat oder noch ausprägt.

Vor der jetzigen Ära (Meiji) hat Japan in sehr grossen Verhältnissen einen Zustand erkennen lassen, der bei anderen Abkömmlingen

der malayo-polynesischen Urrasse in kleinem Massstabe auftritt; hier hat meist jeder Stamm einen Kriegs- und Gerichts- und diesem gegenüber einen Zauber- oder Opfer-Häuptling. Bei den Japanern hat der Kriegschef, der Shogun, Jahrhunderte hindurch den Zauberkönig, den Enkel der Sonnengöttin, den Tenno (in Europa gewöhnlich Mikado genannt) ganz in den Hintergrund gedrängt; die Revolution von 1867 hat den Soldaten- und Ritterfürsten gestürzt.

Die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Kaiser und Papst zeigen einen entsprechenden Gegensatz, der neuerdings in Deutschland in der Machtstellung der Zentrumspartei wieder auflebt; bekanntlich gibt es politische Situationen, in denen bald eine Verständigung[1]), bald der Kampf den beiden Oberhäuptern vorteilhaft erscheint. Es fehlt freilich in der Völkerkunde ganz an einer Parallele für die Erscheinung, dass als dritter Faktor die Intellektuellen ernstlich eine Prüfung der Legitimation und der Amtsführung sowohl des Kriegs- wie des Zauberchefs verlangen[2]). Andererseits liegt den Naturvölkern der Gedanke, dass die Gnade Gottes die Würde des Zauberchefs erblich gemacht habe, und dass der jedesmalige Chef somit ein Instrument des Himmels sei, fern; mir bekannte Japaner haben mir das als etwas, was bei unserer Kenntnis von der Art der Erwerbung der verschiedenen Herrschaftsformen durch europäische Dynastien unmöglich erscheinen müsste, bezeichnet, während ihr Tenno ja doch von der Sonnengöttin abstamme, also nicht der Gnade der Götter bedürfe.

Die Konkordanz zwischen dem Praktiker und dem Magier oder Priester spielt aber, wie gross auch ihre Bedeutung in der Politik sein mag, keine erhebliche Rolle für die Unterwerfung der Kunden und der Arbeiterschaft unter den Willen der wirtschaftlich tätigen Praktiker; der Glanz der Schaufenster, die Anziehungskraft des Saisonausverkaufs, die Redegewalt des Handlungsreisenden, für dessen schwierigen Beruf, besonders wenn er im slawischen oder türkischen Osten reist, es einer sehr hohen Spezialbegabung und Ausbildung bedarf, die Vereinigungen der Arbeitgeber zur Bestimmung des Lohnes und der Arbeitsbedingungen spielen die entscheidende Rolle.

---

[1]) Wichtig war Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts die Mithilfe der Kirche bei der Verdrängung der Araber aus dem Handel mit Ostindien, an dem die portugiesischen Juden so viel profitiert hatten. Die Kirche tat den portugiesischen und spanischen christlichen Gewürzhändlern den Gefallen, den unbequemen Konkurrenten verbrennen zu lassen, wenn er nicht nach Tunis oder Holland flüchtete.

[2]) Lange hat bekanntlich dieses Eingreifen der Ideologen in die Sphäre der Praktiker nicht gedauert; auf Condorcet und Carnot folgte die Karrikatur der Ideologie, der halbe Wahnsinn eines Marat und St. Just, dann ein neuer Soldaten-Kaiser und schliesslich die definitive Etablierung derjenigen Klassen in der Herrschaft, die man mit der Einladung „enrichissez-vous“ zur Teilnahme an der Regierung berief.

Schliesslich läuft alles darauf hinaus, dass der Praktiker mit einem oder mehreren anderen einen vorteilhaften Kontrakt abschliesst, mag es sich für den Praktiker um die Produktion von Erdarbeiten, Panzerschiffen, Romanen, Teppichmustern, Arbeiterhosen, Symphonien, Balletaufführungen, chemischen Analysen, Operationen in einem Knappschaftskrankenhause, Massagen in einem eleganten Sanatorium oder irgend eine andere geldwerte Leistung handeln. Unter Umständen kann dabei das Interesse vorwalten, den Vertragsgegner möglichst bei Leistungsfähigkeit und in guter Stimmung zu erhalten; unter anderen Umständen ist die geldwerte Leistung die einer dem Elendtode entgegengehenden Heimarbeiterin oder einer unterernährten Zwangszöglingin in einem asketischen Kloster, oder irgend eine neuerfundene Ersatzform der Sklaverei; hier sind die verschiedensten Bedingungen möglich, und die technische Entwickelung schafft ständig Neues; das Bleibende ist die Tendenz des Praktikers, eine genügende Zahl von Personen zu Mitteln für seine Zwecke zu machen.

Diese Tendenz zeichnet vor allem den Politiker, den Parteiführer aus, und es ist bekannt, dass die Amerikaner, die, ungehemmt durch Monarchen, Adel, Staatskirche, bodenständigen Bauern- und alteingesessenen Handwerker-Stand, alles im „freien“ Spiele wirtschaftlicher Kräfte beginnen konnten, die darin entwickelten Geschäftsmethoden auf die Organisation der politischen Parteien übertragen haben.

Wir sehen gegenwärtig Frankreich und England einer der amerikanischen ähnlichen Pseudo-Demokratisierung entgegengehen, die Politik und das grosse Geschäft sich dort in einer Weise miteinander verfilzen, die eine Scheidung dieser ihrer Natur nach im Grunde identischen Tendenzen unmöglich macht, während in Deutschland die praktischen Interessen von Fürst, Adel und Gewerbe streng getrennt waren und es zum Teil jetzt noch sind.

Die Identität der politisch-wirtschaftlichen und der militärischen Begabung ergibt sich mir aus der Genealogie[1]) und aus der Tatsache, dass kriegerische Erfolge von vorausgehenden Vertragsabschlüssen mit Bundesgenossen und Lieferanten, von der suggestiven Beeinflussung der Unterführer und Massen, von der rücksichtslosen Ausnützung des Menschen als eines blossen Mittels abhängen; dass eine umfassende Fürsorge für Ernährung und Bekleidung, Beförderung und Konzentrierung der Truppen für den militärischen Erfolg unerlässlich ist, Dinge, an die der Kaufmann und Fabrikant höheren Stils auch ständig zu denken hat; dass die Rückwirkung der kriegerischen Ereignisse auf die allgemeine politische Lage im In- und Auslande ständig beachtet werden muss, dass sowohl die vorbereitende Organisation wie die Führung der

[1]) Auch aus der Genealogie der sich im 16. Jahrhundert in Italien wie in Süddeutschland dem Grosshandel zuwendenden „Geschlechter“.

Armee eine genaue Fühlung mit und Kenntnisnahme von den neuesten technischen Hilfsmittel erfordert; und dass die Konjunktur berücksichtigt werden muss, in voller Einsicht in die Bedeutung des günstigen Augenblicks[1]).

Dass die Gewinne des siegreichen Feldherrn[2]) nicht weniger verlockend sind als die des erfolgreichen Grossspekulanten, liegt auf der Hand; dass auch der gefeiertste Tenor, der erfolgreichste Komponist, der gesuchteste Anwalt oder Operateur, der erfolgreichste Entdecker wirtschaftlich ausnützbarer technischer Methoden mit ihrem Gewinne nicht entfernt an die Erfolge der grossen Praktiker heranreichen, zeigt die Erfahrung. Nur der erfolgreiche Tabu-Chef reicht manchmal an die Gewinne der Praktiker heran. Selbst Mrs. Eddy, der Typus eines der nordamerikanischen Barbarei entsprechenden Zauber-Häuptlings, hat mit ihrer von ihr nur übernommenen „Christian Science“ eine Anzahl von Millionen gewonnen, die kein Ideologe je erreicht hat.

Nach der ganzen Anlage der Untersuchung, von der diese Schrift einen Entwurf und Bruchstücke gibt, bin ich auf die Beziehung zwischen anscheinend verschiedenen Begabungsarten durch die Genealogie gekommen Die Staatsmänner der modernen Zeit stammen von Bankiers oder Betriebsleitern grosser Grundherren ab; die militärischen grossen Begabungen gehen gleichfalls auf wirtschaftliche Begabung zurück.

Diese Begabung ist nicht die des Handwerkers — der entspricht genealogisch und erwerbspsychologisch durchaus der bildende Künstler —, sondern die des modernen, kapitalistischen Unternehmers.

Ich habe diese Auffassung bereits eingehend in dem oben (S. 14) zitierten Vortrage im Jahre 1899 ausgesprochen; es war mir eine erfreuliche Bestätigung, in W e r n e r S o m b a r t s genialer Schrift „Der moderne Kapitalismus“ folgendes zu finden (1902, Bd. I, S. 197 ff.): „Die Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist stets: 1. eine d i s p o n i e r e n d - o r g a n i s i e r e n d e. Damit ist gemeint, dass sie im wesentlichen gerichtet ist auf die Inbeziehungsetzung anderer Personen. Dem Wesen kapitalistischer Organisation völlig fremd ist die höchst — persönliche, individuell — isolierte Werkschöpfung des einsamen Arbeiters. Es ist die Eigenart künstlerischen oder wissenschaftlichen Vollbringens, dass es die Menschen flieht.

---

[1]) Das Bewusstsein des Glücksspiels mit hohem Einsatz muss den modernen Unternehmer bei dem ständigen Wechsel der Konjunkturen ebenso erfüllen, wie den Heerführer. Caesar und Napoleon vertrauten dem Glück, die evangelischen Heerführer des 17. Jahrhunderts auf ihre „feste Burg“, den Gott der Rechtgläubigen.

[2]) Die Siegesbeute hat besonders in der Kolonialpolitik, aber auch bei Aufteilung des byzantinischen Reiches eine Rolle gespielt. Abschlachtung vieler Tausende aus Beutegier haben sich aber nicht nur die raubtierartigen Conquistadores in Amerika, sondern auch die gottseligen Holländer, „blosse Kaufleute“, im 17. Jahrhundert in Insulinde wiederholt gestattet.

„Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
dir angehörst, und dir allein vertraust,
dorthin, wo Schönes, Gutes nur gefällt,
zur Einsamkeit — da schaffe deine Welt!“

In diesem Angewiesensein auf diese unausgesetzte Verknüpfung von Menschen untereinander liegt die spezifisch gesellschaftbildende Kraft der kapitalistischen Unternehmung. Man kann sie daher auch als Verkehrsunternehmung, die von ihr beherrschte Wirtschaftsweise füglich als die Verkehrswirtschaft bezeichnen.“

Ich will gleich aus derselben Schrift eine Stelle zitieren, welche die hohe, dem Praktiker, zumal dem Unternehmer nötige und so unendlich oft einwohnende intellektuelle Begabung trefflich kennzeichnet: „Die kalkulatorische Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist zugleich eine spekulative; es ist eine ganz eigenartige psychologische Mischung, die durch das Nebeneinander von Kalkulation und Spekulation, von Verstandesschärfe und Phantasiefülle oft genug in einem und demselben Individuum entsteht. Der schöpferische Unternehmer ist der spekulative Kopf: der Synthetiker, der sich zum Durchschnittsunternehmer, dem blossen Kalkulator, wie der geniale Denker zum gelehrten Routinier verhält. . . . Die höchste Blüte des Unternehmertypus stellen solche Persönlichkeiten dar, in denen die Genialität der Spekulation mit der Nüchternheit des rechnerischen Sinns die Wage hält: H. H. Meier, Alfred Krupp, Werner Siemens“[1]).

Ich habe in der Einleitung darauf hingewiesen, dass der moderne Kapitalismus und viele moderne Staaten, nicht am wenigsten Preussen, durch ihre Entwickelung die ganze Klasse der Intellektuellen oder Ideologen allmählich ausmerzen müssen; die Faktoren, die zu dieser Ausmerzung führen, sind: die Subalternisierung der immer mehr zum willenlosen Werkzeug werdenden höheren Beamtenschaft; der progressive Niedergang des Handwerks als des biologischen Mutterbodens der Künstlerschaft; die politische und intellektuelle Herabdrückung der evangelischen Geistlichkeit, die in dem eigenartigen Gebilde des Pfarrhauses seit der Reformation und ganz besonders seit dem dreissigjährigen Kriege den biologischen Mutterboden der Gelehrten-Stände mit Einschluss der intellektuell regsameren Elemente der höheren Bürokratie abgibt; dazu kommt die steigende Heranziehung der Intellektuellen als Mittel für das Gewinnstreben der Unternehmer, nicht nur durch die wachsende Abhängigkeit der Schriftsteller, die ohne journalistische Tagesarbeit nicht von der Feder leben können, von den Zeitungsver-

[1]) Man vergleiche dazu Mommsen, „Römische Geschichte“, Bd. III, S. 463: „Was Cäsar tat, war von der genialen Nüchternheit durchdrungen und getragen, die seine innerste Eigentümlichkeit bezeichnet“.

legern, die es nicht mit den potenten Inserenten verderben dürfen, sondern auch durch die steigende Abhängigkeit auch der wissenschaftlichen Publizität von einigen wenigen Verlegern [1]; durch die Abhängigkeit der vielen um das Theater gruppierten und dafür lebenden Künstler von den Theaterunternehmern, die mit Schwulst, Gräuelszenen, perverser Erotik, erotisch aufstachelnder „Ausstattung“ und Musik grosse Einnahmen erzielen wollen. Ganz ebenso bedrohen die Konzert-Agenturen die Entwickelung der produktiven und reproduktiven Musiker; alles drängt dazu, die modernen Theater zu Animierstätten für American Bars und Chambres séparées werden zu lassen, die man ja wenigstens mit Variété-Theatern bereits vielfach unter einem Dache vereinigt — und dem Dichter wird noch ab und zu einmal die Aufgabe gestellt, etwa noch einige Hoftheater als Stätten frostiger „théâtres parés“, dynastischer Ovationen und Verherrlichungen und etwa noch eines katholisierenden kalten Klassizismus weiter zu versorgen. Unser Snob-Publikum jubelt freilich der neuesten Mode zu, dem Herrn Reinhardt, für den der Dichter nur noch der Vorwand zu Dekorations-Kunststückchen und der Schauspieler Mittel zu Akrobatenleistungen ist.

Es wäre verwegen, voraussagen zu wollen, wohin diese Entwickelung schliesslich führen wird; es liegt ja nahe, in Nordamerika nach Analogien zu suchen. Die amerikanische Nation ist ja nicht durch Ausmerzung oder natürliche Auslese der Intellektuellen und Ideologen zu ihrer heutigen Zusammensetzung gelangt, sondern dadurch, dass die auswandernden, vom Herrn der Heerscharen mit besonders starker Anlage zum Unternehmer gesegneten puritanischen Angelsachsen die Intellektuellen und Ideologen nicht mitnahmen; so fehlte das Element von vornherein, und kam auch vom Kontinent nur in deklassierten Vertretern herüber. Nach aller Analogie dürfte man erwarten, dass bei uns schliesslich folgendes übrig bleibt: Techniker, die, als Künstler-Surrogate sich fühlend, hilflos alle möglichen Stilarten nebeneinander kopieren; Unternehmer und die in ihrem Auftrage tätigen Berufspolitiker; die im Betriebe tätigen Angestellten und Arbeiter der Unternehmer; die Zauberer der Christian Science u. dgl.; die American Dentists (D. D. Sc.); einige theologische, kaufmännische und technische Schulen mit ihren Lehrern; einige Reverends der Quäker, Shaker und Mormonen; die Leiter der „Kientops“ und eine fluktuierende Masse von Ruthenen, Slowaken, Bosniaken, russischen Juden, Kanaken und Kulis, vielleicht mit dem gewaltigen Hintergrunde der Negerbevölkerung.

Ich vermute, dass uns der Kapitalismus einem solchen Ziele entgegenführt. Wobei dann die heutigen Amerikaner vor den künftigen

[1] Die Abhängigkeit der medizinischen Presse von den inserierenden Fabrikanten neuer Medikamente und Nährmittel ist auch im Wachsen begriffen.

Europäern den Vorzug voraus haben, die berühmtesten und teuersten Künstler und Kunstwerke aus Europa beziehen zu können. Über eine solche Bezugsquelle wird das alte Europa seinerzeit nicht verfügen, es sei denn, dass Paris sich weiterhin zu einer grossen Freudenstadt so entwickelt, dass es auch noch „les peintres des grâces" ernährt und in seinen Tanzkunst-, Kochkunst- und Liebeskunst-Stätten die Trustmagnaten ihre hohen Dividenden verjubeln lässt. Hier würde dann die Dekadence der Kunst und die Polymorphie der Perversionen und der Permutationen der Erotik interessante Blüten treiben; „Claudine" und „Chantecler" würden sich mehr dem Automobil- und Aeroplan-Stil anpassen, die „fleurs du mal" in einer absinthhaltigen Nährflüssigkeit gedeihen.

Gewiss wird das, was sich von Kunst und Derivaten früherer Dichtung unter den Triumphen der Technik und den Akkumulationen der Milliarden erhalten wird, überleben nach den Gesetzen des „survival of the fittest"; als Ganzes aber wird sich die Spielart der Ideologen nicht erhalten können, weil diesen durchaus auf das Schaffen in der Einsamkeit angewiesenen Naturen die Fähigkeit abgeht, zu Mitteln in den Händen der grossen Praktiker zu werden. Es wird an dazu geeigneten Kreaturen, Produzenten von Talmikunst und Kunstsurrogaten, aber nie fehlen; eine mittlere Fähigkeit zu Allem ist so weitverbreitet, dass es den Unternehmern nie an Material für brauchbare, treue, die Herschergewalt und Grösse des Brotherrn aufrichtig bewundernde und eventuell auch besingende Privatbeamte fehlen wird; an Stelle der knorrigen Charakterköpfe des Handwerkerstandes, die uns grosse Künstler noch haben schildern können — Hebbel in der Maria Magdalena, Otto Ludwig, Goethe, zuletzt in etwas operettenhafter Verzerrung noch Richard Wagner, zur Freude der neuen Oberschicht, im Hans Sachs —, an ihre Stelle wird der „neue Mittelstand" treten.

Dieses soziale Neoplasma haben ja einige Bewunderer der Grosstaten des Kapitalismus auf sozialem Gebiete rechtzeitig entdeckt und preisen dieses Offiziantentum als Ersatz des alten Handwerks. Es wird zweifellos nach völliger Verdrängung aller älteren Kulturträger durch das Grosskapital die Klasse der technischen Talente, die ja schon eine so bedeutende Rolle spielen, in die von den Ideologen geräumten Gebiete einrücken. Ich hoffe eine psycho-physiologische Analyse und eine genealogische Untersuchung der technischen Begabung gesondert herauszugeben; ich verkenne keineswegs die grosse Bedeutung dieser Begabung für die Betätigung vieler Kunsttriebe; sie geht so weit, dass viele bedeutende Maler und Bildhauer sich sehr eingehend bald mit technischen Spielereien, bald mit schwierigen und ernsten Problemen der Technik beschäftigt haben. Eine Verbindung beider Anlagen, der

bildnerischen und der für das nützliche Sach-Schöpfen, zeigt sich in der Begabung der Erfinder und Verfertiger musikalischer Instrumente, die sehr oft nicht nur ihr Geschäft und ihre Kundschaft, sondern auch ihre Mischbegabung auf ihre Nachkommen in vielen Generationen vererben. Der Zigeuner gehört mit einem hohen Prozentsatze hierher [1]).

Ein theoretisches Verständnis für technische Probleme ist bei den organisatorisch begabten Naturen recht häufig; sehr selten aber besitzen sie den technischen Trieb; es ist dazu zu bemerken, dass der Ideologe, der mit Recht als unpraktisch verrufen ist, keineswegs technisch unbeholfen ist; vielmehr hat es immer Mathematiker und Naturforscher gegeben, die bei fast völliger Hilflosigkeit im Wirtschaftsleben, in der Vertragsschliessung, in der Vermögensverwaltung, beim Wohnungsmieten etc. etc., doch im Laboratorium Wunderwerke der Messkunst, der graphischen Registrierung, der Optik mit den allereinfachsten Mitteln improvisieren.

Da, wo der technische Trieb, der auf die Konstruktion einer Vorrichtung für einen nützlichen Gebrauch — z. B. einer Grubenlampe — geht, so stark ist, dass immer wieder neue Einfälle kommen, deren Verwirklichung und Ausprobierung triebhaft erstrebt wird und sich deshalb unbedingt durchsetzt, ist meist das wirtschaftliche Talent sehr gering [2]); Männer wie Edison, die Gebrüder Siemens, Bessemer, Wedgwood — der Grossvater von Charles Darwin —, die durch ihre Erfindungen reich werden, sind selten; die beiden grossen mathematisch-mechanischen Begabungen des vorigen Jahrhunderts, Gauss und Helmholtz, haben nichts erfunden, was sich wirtschaftlich exploitieren liesse; von Unternehmerfamilien, in denen sich technische und wirtschaftlich-praktische Begabung gefunden und über sieben Generationen hindurch erhalten hat, habe ich nur die Brunels und Mylne in England nachweisen können, während die handwerkermässige und die handwerkerartige Begabung des Künstlers sich durch mehr als zehn Generationen in einer Familie oft genug nachweisen lässt, und die vielseitige technische Begabung, die der Bauer bis zur Zeit des Eindringens der Maschine und des Händlers in seinen Betrieb brauchte, in ganzen Bevölkerungen sich wahrscheinlich durch Jahrtausende vererbt hat. (Nur der Schmied, wahrscheinlich aber nicht aus einem technischen, sondern aus einem magischen Grunde, ergänzte schon in vorgeschichtlicher Zeit als einziger Dorfhandwerker die bäuerliche Technik.) Der Bauer

[1]) Neben den bekannten Meistern des Violinenbaus sind die musikalisch hoch begabten Konstrukteure der Klarinette, des Bassethorns, der modernen Klaviere, der neuerdings von R. Strauss zur Darstellung des Perversen benutzten Instrumente nicht zu vergessen.

[2]) Das zeigt z. B. die Ausbeutung der ärztlichen Erfindungen auf dem Gebiete der medizinischen Elektrotechnik und Röntgentechnik durch die Industrie.

stellte seit den Anfängen des geordneten Ackerbaues gewissermassen eine Enzyklopädie aller technischen Fähigkeiten und Traditionen dar. Ich habe das als Kind zu Beginn der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts noch bei den polnischen Bauern der Provinz Posen beobachten können. Es mag damit zusammenhängen, dass in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, bei niedergehendem Handwerk, die bildenden Künstler zumeist aus der Schicht der Bauern und ländlichen Tagelöhner hervorgehen; an Stelle der hohen Technik und Grazie in den Werken von Handwerkersöhnen, wie Watteau und Fragonard, tritt der Naturalismus von Courbet und Millet (s. Anhang, Tab. 11).

Soweit es mir möglich war, in dem breiten Gebiete mittlerer Begabung Massenbeobachtungen zu machen, verbindet sich eine technische Begabung, die gross genug ist, um ihrem Träger das Fortkommen als Techniker zu sichern, oft mit der mathematischen, noch häufiger mit der bildnerischen Begabung, aus welcher Mischung sich dann meist eine Neigung zur Architektur ergibt; wirtschaftlich begabte, unternehmungslustige Naturen betätigen eine etwa vorhandene schwächere bildnerische Begabung am liebsten als Architekten, und die Inhaber vieler moderner Baufirmen gehören diesem Mischgebiete an. Die merkwürdige Kombination, die sich bei einem Mitgliede der hochbegabten Familie Perrault zeigte und die das poetische Talent des Märchenerzählers mit einer hervorragenden Begabung für Architektur und grossen Erfolgen in der ärztlichen Praxis vereint zeigt, ist als eine der ganz seltenen Kombinationen zu betrachten. Innigeren organischen Zusammenhang zeigen die in Lionardo da Vinci vereinigten Fähigkeiten, deren Zentrum doch wohl die konstruktive, statische Begabung bildete, verbunden mit dem Trieb nach Dekoration des zuerst von ihm erfundenen konstruktiven Kerns. Wie das Fest (etwa die bacchischen Orgien) alle motorischen Künste — Tanz, Gesang, Pantomime, Deklamation, Instrumentalmusik — ursprünglich in fester Vereinigung bietet, so vereinigt ursprünglich das Monument alle bildnerischen Künste[1]). In dieser Auffassung ist Lionardo der typische monumentale Künstler. Aber er gehörte zu den faustischen Naturen, denen keine Ruhe im Genusse der eigenen Schöpfung gegeben ist; das machte ihn zu einem rastlosen Experimentator auf allen Gebieten der konstruktiven und dekorativen Technik; leider haben seine Versuche mit neuen Malverfahren zu einem schnellen Verfall aller seiner monumentalen Malereien geführt, so dass wir nur staunend vor entstellten Bruchstücken stehen können.

---

[1]) Die Zahlen der nebenbei als Architekten oder doch als Zeichner architektonischer Entwürfe tätigen Maler ist sehr gross; aus ihnen werden oft Architektur- oder Veduten-Maler.

Die allerersten Zeiten der Betätigung technischer, ererbter Geschicklichkeit, zu einer Zeit, wo Hammer, Sichel, Messer, Speer, Nadel, Pfriem, Spaten, Hacke, Beil, Feile etc. noch aus Knüppeln, abgeschlagenen Knochenstümpfen, Geweihstücken, roh zugeschlagenen Feuersteinsplittern bestanden, zeigen bekanntlich eine hohe Fertigkeit in Verzierung von Wandflächen und Gebrauchsgegenständen mit mehr oder weniger körperlich herausgearbeiteten Flächen- oder Runddarstellungen (oder auch kolorierten Umrisszeichnungen) von Tier- und Menschengestalten, sowie schon die Anfänge der Vereinfachung der sonst naturalistischen Formen dieser frühen Kunst zu stilisierten Ornamenten.

Wir brauchen nicht sehr weit zu gehen, etwa in die Gebiete des sogenannten Husflids in Norwegen, zu den Slowaken des Waagtals, woher die „Rastelbinder" kommen, oder zu irgend einem slawischen Karpathenvolke, um heute noch neben einer fast alles, auch Schuhe, Wagenräder, Kleineisenzeug, produzierenden Hauswirtschaft dieser Bauern eine ganz ungewöhnliche Freude am Dekorieren aller eigenen Produkte zu finden, von den merkwürdigen farbigen Mustern an der Haustür, die anzeigen, dass ein heiratsfähiges Mädchen im Hause ist, bis zu den breiten gestickten Streifen[1]), von denen das die obere Brust bedeckende Frauenhemd quer von einer zur anderen Schulter überzogen ist, oder zu den „serdaki" (Lammfelljacken ohne Ärmel), dekoriert mit bunten Lederstreifchen und Wollfäden in eigentümlicher Anordnung, wie man sie auch bei einigen „hyperboräischen" Völkern (Samojeden, Jakuten) auf ihren Pelzjacken findet. Wie nun die Ornamentik der Samojeden zu der der nordwestamerikanischen Jägervölker überleitet, so findet man bei einem Stamme dieses letzteren Gebietes, den Tlinkit, ein Augenornament, das bei den Karpathenslawen wiederkehrt, sich über die Tatra nach Krakau und in die Warschauer Gegend verbreitet und vom polnischen Bauer der Ebene „opatrznosc" genannt wird, d. h. Mittel gegen den bösen Blick. Nun, um sich gegen den bösen Blick zu schützen, bedecken die Tlinkitindianer ihre Tabakspfeifen, Ahnensäulen, Kriegswaffen mit demselben Muster, das wir über Hawaii an der Hand Cooks bis Neuseeland weiter verfolgen können. D. h. gewisse slawische Bauernvölker lassen uns noch die Einheit der urwüchsigen Technik mit den Anfängen der dekorativen Künste und zugleich deren Wurzeln in magischen Urgedanken und naiven Gefühlszuständen erkennen, wie bei den primitiven Hyperboräern.

Daraus und aus zahllosen verwandten Tatsachen geht keineswegs hervor, dass die dekorativen Künste ursprünglich nur die Aufgabe

[1]) Die Baronin Sina hat in ihrer bei Trencsin gelegenen Stickschule für die slowakischen Mädchen ihrer weiten Besitzungen den uralten nationalen Stil durch Einführung „bulgarischer", d. h. turko-persischer Vorlagen, zerstört.

haben, Magie zu üben und dadurch den Zorn und die Drohung der belebt, bezaubert, „begeistert“ gedachten feindlichen Welt abzuwenden; wohl aber, dass der Kunsttrieb aus einer Gefühlserregung hervorgegangen ist, in der sich andere Elemente miteinander mischen, als in unseren konventionellen Affekten, in unserer nüchternen Zeit, die keine dionysische Raserei mehr kennt, die nicht mehr glaubt, dass der Dichter, der Anbeter Apolls, „des Gottes voll“ ist. Gewiss haben Magie und Kunst einen gemeinsamen Ursprung, im Affekte von so eigentümlicher Urwüchsigkeit, dass ein moderner Hund sie vielleicht besser nachfühlen kann, als der in allen Verschlingungen und Capriceien der urältesten und primitivsten Völkergedanken heimische Ethnologe.

Von der wilden Schönheit eines Festes in einem solchen Karpathendorfe — ich erinnere mich an das in den Beler Kalkalpen gelegene einsame Ždžar, wohin sich ausser den Jagdgästen der Hohenlohes, dem jüdischen Branntweinhändler und dem Zigeunermusikanten selten einmal ein Fremder verirrt — inmitten der phantastisch bemalten Holznester dieser Primitiven, unter dem Gewimmel der bunt gestickten Hemden und Schürzen der Mädchen, den farbig ausgenähten Serdaki und blauzipfligen Pelzmützen der Burschen, macht sich der Grossstädter, der den Rastelbinder vielleicht nur aus einer ungewollten Irrfahrt in Berlin NO., die Zigeunermusik nur von „chez Maxim“ oder von der Prinzessin Chimay her kennt, schwer eine Vorstellung. Bleibt ihm auch die Symbolik der Stickmuster, die zauberische Kraft der Tanzschritte verborgen, er ahnt doch, aus welch tiefen, bei uns längst verschütteten Brunnen ursprüngliche Kunst einmal hervorgegangen ist; das träumerische Suchen nach den tiefen Zusammenhängen zwischen unserem Schicksal und der grossen Welt mit ihren Sternen, ihrem Sterben und Geborenwerden, diese Sehnsucht, aus der die Kunst und die Religion geboren sind, die Fragen nach dem:

> was durch's Labyrinth der Brust
> wandelt in der Nacht —

erscheint ihm dann, wenn aller „Komfort der Neuzeit“, alles Spekulieren, Rennen, Komödienspielen um Mammon, um Rang, um Titel noch etwas von ursprünglicher Menschlichkeit in ihm übrig gelassen haben, wie die dunkle Erinnerung an einen Traum der ersten Kindheit.

Die Ästhetiker und Psychologen, die den Ursprung der Kunst suchen, pflegen sich gegenwärtig sorgfältig mit der Kunst noch lebender primitiver Völker und den prähistorischen Kunstresten, zu denen ja auch die Funde von Ilion, Mykenä, Abydos und Knossos zu rechnen

sind, zu beschäftigen. Sie kommen so zu Erwägungen über die Magie als einen der Zwecke primitiver Feste und Dekorationen. Es wird dabei nur oft übersehen, dass es die symbolisierende, der Traumsymbolik ungemein nahe verwandte Art der Anschauung der Natur ist, aus der zugleich mit der Magie, der Geisterbeschwörung, dem Tabu-Ritual, der Sonnen- und Tieranbetung, dem Ahnen- und Geisterkult, auch die Kunst in allen ihren Zweigen in unlösbarer, den Schaffenden vollkommen unbewusster Verschmelzung geboren ist. Die Tragödie ist nicht nur aus dem Geiste der Musik geboren, sondern magische Feste und magische Monumente haben tragische Pantomime, Tanz, Musik, Poesie, Malerei, Festschmuck in einer grossen einheitlichen Zeremonie vereint geboten, deren Höhepunkt nicht selten das Menschenopfer ist, das der echte. abseits vom Erwerbsleben stehende Künstler heute alltäglich selbst darbringt. Der indische Büsser, der ein Buddha werden will, der indianische Magier, der ein Zauberfest geben soll, ziehen sich allein in den Wald oder eine „Denkhütte“ zurück; jener, um in der Einsamkeit zu bleiben, dieser, um am Tage zu fasten und nachts durch ständiges starkes Trommeln auf Kopf und Stirn den Schlaf zu verjagen, bis die Ekstase ihn ergreift und ihn, wie die Pythia, ein hoher Geist erfüllt.

Wie anders der Stammführer, der einen Jagd- oder Kriegs- oder Fischzug anordnet: hier Organisation, dort Isolierung. Kein Wunder, dass die Griechen vom Sänger und Seher, der die Gestalten hoher Ahnen so deutlich mit dem inneren Auge sah, dass er jedes Zucken ihrer Lippen, jede Bewegung ihrer Finger, jeden Schmuck an Kleidern und Waffen sichtbar in Worten malen konnte, meinten, er sähe nicht, was um ihn vorgeht; er sei blind. Die Slawen, die in ihrem Volksleben so viel patriarchalische Innigkeit und urwüchsige Anschaulichkeit bewahrt haben, dass man noch heute in einem Edelhof der Karpathen oder Beskiden, mitten unter den neuesten Produkten der Rue de la Paix, eine Phäakenstimmung und einen eumäischen Klang herausfühlt, die Slawen haben sich der Kunst gegenüber etwas von homerischer Einfachheit und Anschaulichkeit gewahrt; die Serben nennen ihre Sänger, die zum Mahl aus dem Gedächtnisse die Geschichten von Hausgeistern und Nixen, die Lieder der Amselfeldschlacht oder alte Zauberlieder (pjesme) singen, die „sljepey“, d. h. die Blinden. Noch die späteren Griechen hatten in der tiefen Einsamkeit das Gefühl der Nähe der Götter und erwarteten die jagende Artemis oder den neckischen Pan vorübereilen zu sehen.

Zur Einsamkeit, da schaffe deine Welt!

Dieses schon einmal angeführte Wort gilt für den geistigen Menschen, mag er nun, wie der grübelnde Mathematiker, die von ihm geschaffene Welt für ein getreues Abbild der im unendlichen Kleinen alles wirkenden Natur halten, oder als Bildner nur eben s e i n e Welt

gestalten; er muss auch in unserer Zeit, die „unter dem Zeichen des Verkehrs“ steht, so lange er schafft, unsozial sein. Ein Rockefeller oder ein Cecil Rhodes dürfen antisozial sein, sie dürfen wie Raubtiere mehr vernichten als erbeuten; asozial aber können sie nicht sein, in der Einsamkeit ihre Welt nicht schaffen.

So gibt es wohl kein tolleres Missverständnis als die Forderung Platos, Philosophen sollten den vollkommenen Staat regieren. Dem 18. Jahrhundert war die Identität der politischen und der wirtschaftlichen Tätigkeit noch klar; es nannte sowohl den Staatsmann wie den Bankier „Geschäftsmann“.

Der Ideologe, der echte Künstler, Dichter, Denker, hat, je stärker sich die kapitalistische Organisation der Wirtschaft auf alle sozialen Erscheinungen ausbreitet, für den Praktiker immer mehr das mitleiderregende Gepräge der Blindheit, und ich zweifle sehr daran, ob die Zivilisation, an deren Anfang wir jetzt stehen, die Ideologen auch nur für ihre blosse Unterhaltung brauchen kann. Der Techniker, der „Kunsthandwerker“, der Rhetor, die Kokotte, der Parasit, der „Komfort der Neuzeit“, das Grammophon, die Kinematographie und der allmähliche Übergang der noch nicht in den Museen festgelegten Schätze alter Kunst in die Hände der Multimillionäre werden das Luxusbedürfnis, aus dem heraus die aufsteigende Oberschicht heute noch an den erzwungenen Akrobatenkünsten wirklicher Künstlernaturen Freude findet, später völlig befriedigen. Die Verbindung der Farbenphotographie mit der Technik der Momentaufnahmen wird auch ganz andere Sensationen schaffen, wenn erst Südpol-Expeditonen, marokkanische Kriege, Moabiter Aufstände, Hinrichtungen und Prozesse gegen sadistische Hysterische in so voller „Naturwahrheit“ zur Darstellung kommen; Sensationen, wie der ermüdete Börsianer sie sich jetzt in Bayreuth, vor der Salome und der Elektra oder in Paris als „voyeur“ verschaffen kann; und es wird künftig nicht an „Kammerspielen“ fehlen, die mit diesen technischen Mitteln einen Wedekind überwedekinden können. Man muss nur wissen, was schon heute alles en petit comité genossen werden kann, was als „Separat-Vorstellung“ geboten wird [1]).

Was soll dem kommenden Trust-Adel noch die Kunst? Was dem Staate, der heute schon, dem Zauberer von Rom zu Liebe, den Modernisteneid der von ihm bezahlten Gelehrten duldet, die Wissenschaft? So viel Theorie, wie für die Hebung der Luftschiffahrt, die Elektrisierung der Fernbahnen, die Konstruktion von Unterseeboten (oder die Erzeugung von gerade noch geniessbarer Kadaverwurst, den menschlichen Verdauungswerkzeugen noch erträglichen Kunstfetten und Fisch-

[1]) Man lese das als Kulturdocument unschätzbare „A rebours“ von Huysmans, man denke an die neuere Geschichte der Insel Capri und der Villa Lynar.

pulvern), zu der äussersten Ausnützung städtischen Bauterrains nötig ist, wird immer noch in technischen Dressuranstalten prästiert werden können: für den etwaigen Mehrbedarf an Theorie können die herrschenden Klassen, ehe sie mit den Resten der Selbstverwaltung der Universitäten aufgeräumt haben, ja eigene Forschungsinstitute gründen. Hat sich nicht die einmal freie wissenschaftliche Forschung der Griechen noch jahrhundertelang in Alexandria und unter den Sklaven römischer Grossen erhalten? Und hat man nicht in diesen Jahrhunderten den wenigen, die wie Seneca oder Hypatia über die Vielwisserei hinaus den Schritt zu einer wirklichen Denkergesinnung haben machen wollen, gezeigt, wie man dem Treiben der Gelehrten und Literaten die gebührenden Schranken zieht? Sind denn wohl Hegel und Schelling die letzten „Philosophen", die jede politische und ökonomische Unterdrückung als höchste Staatsweisheit aus Prinzipien zu deduzieren imstande sind? Wozu bestehen die Akademien und wozu die Entfernung der innerhalb gewisser Zeit nicht zu Professoren beförderten Privatdozenten? Wo bleibt die Freiheit der Presse, wenn erst die Banken den grossen Verlagsfirmen, die unbequeme Bücher verlegen, den Kredit entziehen? Wer kann es hindern, dass die grossen Unternehmer-Vereinigungen freie Universitäten gründen, in denen die ihren Interessen genehmen Doktrinen gelehrt werden, wenn sich wirklich die freie Forschung an den Universitäten länger halten sollte, als dem Bedürfnisse der Trustmagnaten nach brauchbaren Angestellten entspricht? Gehen die grossen amerikanischen Industrie-Dynasten nicht mit dem Beispiel der Beeinflussung der höheren Lehranstalten schon lange voraus?

Der zunehmende Pantökonomismus wird Gesellschaft und Staat völlig absorbieren, und die kulturellen Rückwirkungen dieses Prozesses werden den Praktikern und ihren Angestellten die Tätigkeit der Ideologen immer entbehrlicher machen; diese selbst, die für den Absatz ihrer Produkte immer mehr auf praktische Impresarios angewiesen sind, müssen, wenn sie sich nicht einem technischen Berufe zuwenden, sehr bald zu blossen Werkzeugen der Unternehmerinteressen werden.

Das Zölibat und die Armut, in der griechische Denker von der Zeit des Sokrates an, und so viele Ideologen des Mittelalters als Mönche eine Zuflucht fanden, steht wohl auch dem Ideologen der Zukunft offen; es gehört einige Phantasie dazu, sich die Lebensführung der Cyniker auszumalen; aber sie war doch einmal ein Stück Wirklichkeit, wie die Hingabe des Hl. Franziskus an die Armut; der Versuch, sich im nördlichen Europa in diese Lebensform zu flüchten, würde aber nur unter die Vagabunden und ins Armenhaus führen; je deutlicher mit der Verbreitung des Pantökonomismus die Anpassungsunfähigkeit der Ideologen wird, desto grösser wird die Aussicht, dass

der vorhandene, auch in der evangelischen Geistlichkeit und dem Beamtentum noch immer beträchtliche Bestand an ideologischer Veranlagung durch Ehe- und Kinderlosigkeit verschwindet; die modernen Bestrebungen zur Verhütung der Konzeption eröffnen in dieser Beziehung ja weit bessere Aussichten als die von Rousseau befolgte Methode.

Es liegt sicher im Interesse dieser beiden Spielarten des Menschen (Unternehmer und Techniker), dass der homo ideologicus ganz verschwindet. Verständige Väter, die das Unglück haben, in ihren Söhnen eine Anlage zu entdecken, aus denen etwa ein Pestalozzi, ein Mozart, ein Franz Schubert werden könnte, werden zwar durch keine Erziehungskunst den Keim zu einer so unglückseligen, höchst unrentabeln (ausser für den einen oder anderen Verleger) und selbstzerstörenden Entwickelung beseitigen können, aber sie werden immerhin verpflichtet sein, eine Fortsetzung solch schweren Leidens durch Ermutigung zum Zölibat oder durch Auswahl einer Gattin für ihren Sohn zu verhüten, deren Familie in mindestens zwei Generationen durch erfolgreiche Pfandleih- oder Kurzwarengeschäfte sich der Achtung ihres Bankiers, ihrer Mitbürger und der hohen Behörden würdig gemacht hat.

Wenn ich zu dem Ergebnis gekommen bin, dass die Praktiker sich von den Ideologen dadurch unterscheiden, dass sie durch ihren Willen auf den Willen vieler minder praktischer Menschen wirken und diese willenlos machen, so verkenne ich doch nicht, dass auch recht viele Ideologen auf den Willen, nicht nur auf das Gefühl und die Phantasie der Menschen gewirkt haben.

Solche Ideologen sind damit aus der asozialen, aussergesellschaftlichen Haltung ihrer Kategorie herausgetreten; aber in der Regel sind sie dann anstatt asozial antisozial geworden. Sie haben für sich und den Jammer der Massen Trost in Utopien gesucht; ja man hat sie nicht selten missverstanden, und die Massen, in dem kurzen Delir der utopischen Suggestion, haben versucht, solche Weltbilder zu verwirklichen. Plato, der seinen Irrtum, mit seiner Ideologie — ist er doch der Taufpate dieser Richtung — einen so eminent praktischen Politiker wie Dionys von Syrakus zu beraten, mit einem Sklavenlose büssen musste, hat sich von dieser Enttäuschung, die alle verständigen, praktischen Männer in Griechenland kommen sahen, in vielerlei Utopieen geflüchtet, in denen der Philosoph die Polis regierte. Thomas Morus, der dem Dionys seiner Zeit (Heinrich VIII.) lange treu gedient hat, fand schliesslich auch nur in der Utopie und im Tode eine Welt, in der sein Geist seine Flügel ausbreiten konnte. Voltaire, der trotz seiner genauen Kenntnis der Könige, Minister, Generalpächter, Königsdirnen und Bankiers seinerzeit fest daran glaubte, der Vernunft und der Gerechtigkeit die Herrschaft in dieser Welt zu erobern;

Rousseau, der gar glaubte, die natürliche Güte des menschlichen Herzens würde die Leitung der Dinge erhalten; Pestalozzi, der noch nichts von den so bewährten Erziehungsmethoden von Bethel und Mieltschin wusste und Bettelkinder auf der Strasse auflas, um sie an seinem Herzen und in seinem Hause zu Menschen zu machen, sie alle haben Schule gemacht und den Willen von Millionen durch ihren von hohem Geiste geleiteten Willen zum Handeln bestimmt, als Mittel für ihre Ziele, wenn diese Ziele auch nicht Kapitalprofit und politische Macht waren.

Bekanntlich aber haben sich nach ihrem Tode politische Abenteurer der Ideen und Impulse Voltaires und Rousseaus bemächtigt, sie auf ihre blutige Fahne geschrieben und unter dieser Fahne ihre Raubzüge geführt. Gewiss liesse sich auch für die Utopie des Morus rauben und brennen.

Diese und andere Beispiele, die sich leicht vermehren liessen, zeigen, dass der Ideologe, der die Massen mit seinem Weltbilde erfüllt und sie zu seiner Verwirklichung begeistert, aus Mangel an organisatorischer Fähigkeit nur Anarchie herbeiführt. Was würde wohl bei einem Versuche, die Träume Tolstojs in Russland zu verwirklichen, herauskommen?

Aber wenn das ideologische Verlangen nach billigem Brot für die hungernden Massen, wenn das Erbarmen für den vertierten Negersklaven nur erst in den Köpfen scharf kalkulierender Fabrikanten zur Etikette für ihre Ware und zum Schlagwort gut bezahlter Parteibosse wird, dann lässt sich auch der utopische Gedanke eines Ideologen ohne die Gefahr der Anarchie verwirklichen. Lloyd Garrison hätte aber gar nicht zu kommen brauchen; Grant und Sherman und die nordamerikanischen Schutzzöllner hätten doch die Kavaliere der Südstaaten depossediert, vielleicht ein paar Jahre später. Dasselbe gilt von Peel, Cobden und der Kornbill. Soviel ich weiss, ist Cobden der einzige grosse Wohltäter der Menschheit gewesen, der für seinen Edelmut an einem einzigen Tage ein Honorar von rund 1½ Millionen Mark erhalten hat. Er, der Praktiker, hatte die Idee einer volksbefreienden Tat in den schönen Einfall verwandelt, den Agrariern „in die Suppe zu spucken“ — um mich eines Lieblingsausdruckes des Heros Bismarck zu bedienen.

Die ideologischen Ideale werden in der Regel nur in karrikierter Form zu Zeiten starker Gegensätze zwischen verschiedenen Gruppen der wirtschaftlich sehr starken Praktiker verwirklicht; so hat ja auch die Einigung Deutschlands und die direkte Wahl eines deutschen Reichstages ihre Verwirklichung gefunden und hätte sie auch ohne die ideenerfüllten anarchischen Wochen der Jahre 1848 und 1849 gefunden. Für die faktische Gestaltung des öffentlichen Lebens, die nur von der Organisation durch die Praktiker abhängt, sind die Dichter und Denker

und Soziologen wirklich völlig überflüssig. Heinrich VIII. hätte auch ohne das Blut der ersten evangelischen Blutzeugen sich zum Papst und Tabu-Chef seines Landes gemacht; wie es wirklich mit der Politik der Denker bestellt ist, das hat Plato, ehe er am Tyrannenhofe die Märtyrergloriole suchte, im Theätet so gut gesagt, dass es für alle Ewigkeit gilt (Theätet, Kap. 24, Abs. 1). Auch Heine hat sich am Ende keine Illusionen über die Bedeutung sozialer Ideale und politischer Lyrik gemacht.

Der Kalvinismus [1]) hat ja schon früh die Entdeckung gemacht, dass nicht nur die durch Verjagung uralter Dynastien geraubte Krone, sondern auch der durch alle Kniffe und Schliche der Ausbeutung und Konkurrenz, ja auch der durch Sklavenhandel und Kolonialpiraterie gefüllte Geldsack ein Beweis der göttlichen Gnade ist. Wenn sich der erfolgreiche Praktiker im Besitze dieser schönsten Sanktionen fühlt, wie kann ihn die ideologische Kritik der Ökonomie irgend anfechten? Der liebe Gott ist ja — um den alten Fritz zu zitieren — immer bei den stärkeren Bataillonen.

Zweifellos gibt es für sehr anpassungsfähige Ideologen noch eine Möglichkeit, auch in unserer pantökonomischen Gesellschaft sich zu erhalten und die Nachkommenschaft durch entsprechende Wahl der Mutter und planvolle Erziehung noch besser anzupassen. Es ist das die weitgehende Spezialisierung der Leistung, die Beschränkung auf ein ganz kleines Arbeitsfeld, wie wir es heute in der Wissenschaft oft bei den wohlhabenden Gelehrten aus Bankiers- und Industriellen-Familien finden, die mit 8—10 Stunden Kolleg in der Woche, fünf im besten Klima in „erstklassigen" Hotels verlebten Ferienmonaten und der Produktion von zwei oder drei nur dem engsten Kreis der Spezial-Spezialisten etwas sagenden kleinen Abhandlungen pro Jahr ihrer Gelehrtenpflicht genügen, wozu dann noch der obligate Besuch von Kongressen in reizend gelegenen Luxusstädten kommt. Diese Gelehrten ruinieren ihre Gesundheit nicht in mitternächtigen Studien und ihr Renommée als ernsthafter Fachmann nicht durch philosophische Velleitäten oder faustischen allumfassenden Wissensdrang. Die allmähliche Akkumulation kleinster Leistungen durch diese Männer wird im Laufe längerer Zeiträume ja auch zu allgemeineren Ergebnissen führen. Sie können sich unter ihresgleichen, in den Akademien und gelehrten Gesell-

[1]) Die Familien, die sich in England und Holland am meisten durch die Erträge der Menschenschlächtereien und der Sklaverei in Ost- und Westindien beteiligt haben, gehören, seitdem sie wirtschaftlich heraufgekommen sind, bis auf den heutigen Tag zu den stärksten Stützen des Kalvinismus. Dass dieser den Beweis der Gnadenwahl im reichen Geschäftsgewinn sah, so dass der aus grösserer Gewissenhaftigkeit minder erfolgreiche Konkurrent auch noch als gottlos, als „verworfen" galt, ist ein bekannter Zug dieser Religionspartei.

schaften, so recht wohl fühlen, und die traditionellen Beziehungen der Akademien zu dem hohen Adel, den Herzögen und den Höfen stempelt diese Schicht als Zubehör zur allgemeinen planvollen Organisation der praktischen Leute.

Kein Zweifel, dass die erfolgreichen Techniker gerade hier berufen sind zu glänzen. Auch der Rhetor, gegen den die wirklichen Denker immer eine instinktive Abneigung haben, und der weltgewandte, aufgeklärte Theologe findet in diesen höfischen Ruhmeshallen einen ausgezeichneten Platz.

Ich sollte mich schliesslich noch mit der herkömmlichen Auffassung auseinandersetzen, dass das Werk des Ideologen nicht nützlich ist.

Eine ausführliche Widerlegung dieser Auffassung würde mich zu weit führen. Abgesehen von der unabsehbaren praktischen Verwertungsmöglichkeit naturwissenschaftlicher, mathematischer und biologischer Entdeckungen, hat die Kunst, die Dichtung, die Philosophie und die Naturforschung einen unermesslichen Wert, für die Frischerhaltung des geistigen Lebens, deren auch der intelligente Praktiker nicht entraten kann. Er wird mit mühsam dressierten Spezialisten, mögen diese auch noch so raffiniert ins Kleinste zu blicken vermögen, viele Fragen nicht lösen können.

Die Ideologie hat die Bedeutung eines Tonikums für das geistige Leben der ganzen Nation; auch wenn ihr unmittelbarer Nutzen nicht einleuchtet, ihr mittelbarer, indirekter Nutzen ist unermesslich ; er ist so gross, wie der der Mutterliebe für die Erhaltung unserer Kinder, wie der der Geschlechtsliebe mit ihren Illusionen, Träumen, Affekten, Sehnsüchten für die Erhaltung der Art.

Sobald die Maschine erfunden ist, die uns die Zeugung und Aufzucht der Kinder in allen Stücken abnimmt, wird auch die seelische Zeugungsfunktion der Träumer, Denker und Künstler entbehrlich werden.

Die Alliance des Kapitalismus mit den kulturfeindlichen Mächten der kirchlichen und politischen Knechtung führt zur Vernichtung der ideologischen Schicht der Bevölkerung und ihres Mutterbodens und wird dadurch auch den Untergang unserer Art herbeiführen, ein Resultat, das der Pessimismus, aber auch nur er, herbeiwünscht, wo dann — um mit seinem Klassiker zu reden — Wille und Intellekt für immer getrennt und Alle erlöst sein werden.

Ich habe wiederholt darauf hingedeutet, dass gerade die Beschäftigung mit der Genealogie der begabten Familien mich zu dem Ergebnis geführt hat, dass der in Deutschland vorhandene Vorrat an anderer als lediglich praktischer Begabung zurückzuführen ist auf die Nachkommen der aus dem Mittelalter in die Anfänge des 15. Jahr-

hunderts herübergekommenen Handwerker, und auf die Entstehung des evangelischen Pfarrhauses, dessen Lebensführung tonangebend gewesen ist für die anderen gelehrten Stände, besonders die Philosophen, Juristen und Ärzte, von denen aber, mindestens seit dem dreissigjährigen Kriege, die meisten im Gelderwerb aufgingen. Die deutschen Universitäten des 17. Jahrhunderts zählen als Ausgangsstätten intellektueller Familien nicht mit; von dieser Regel gibt es einige Ausnahmen, ich nenne die Vorfahren von Bismarcks Mutter, die Thomasius, die Leibniz. Was uns das 18. Jahrhundert an Gelehrtenfamilien zeigt, steht zumeist ausserhalb des akademischen Treibens. Das ändert sich erst mit der französischen Revolution. Vergessen darf man nicht, wieviel wertvolles deutsches Blut durch Abwanderung nach Österreich, den baltischen Ländern, den Niederlanden und (schon verhältnismässig früh) nach Nordamerika unserer Nation verloren gegangen ist; wir müssen die Blüte germanischen geistigen Lebens des 17. Jahrhunderts auch in den Niederlanden — ich nenne nur Rubens —, der Schweiz, Dänemark und Skandinavien suchen.

Auch das Element, das man heute als hohen Adel bezeichnet, hat unter den Deutschen im 17. Jahrhundert geblüht, nicht nur in der Mäzenatenrolle.

Das Zusammenwirken der einmal gegebenen Betriebsfonds — s. v. v. — hat der Nation in der Zeit zwischen Keppler und Nietzsche eine hohe Blüte geistiger und künstlerischer Tätigkeit gebracht und zuletzt auch eine wirkliche, d. h. eine Blut- und Eisen-Politik; aber gerade die Möglichkeit dieser Politik lässt schon den Niedergang der humanen Kultur erkennen, und die weitere Entwickelung der deutschen Nation ist — darüber dürften sich nunmehr Alle klar sein — nicht ein politischer, sondern ein wirtschaftlicher Aufstieg gewesen, ein Aufstieg über die Leiche der noch so jungen, so unharmonischen deutschen Kultur, deren Dekomposition Wagner, Lindau, Blumenthal, Ebers, Dahn in der empfindlichsten Sphäre, den „belles lettres", anzeigen, und deren Deliquiszenz das Hereinbrechen englischer Umgangsformen, amerikanischer Geschäftsformen und dekadente russische, französische, dänische Literaturmoden markieren.

Sieht man von der unerhört massenhaften Auswanderung in den 20 Jahren nach dem Kriege mit Frankreich ab, so hat das Wachstum der grossen Städte seit dieser Zeit und die Entstehung einer ungeheuren Arbeiterarmee, die von jeder Möglichkeit psychischen Aufstiegs ausgeschlossen ist, ausserhalb der grossen Städte in den äusserlich noch ländlich erscheinenden Bergwerk- und Kleinindustrie-Bezirken, die Nation ausgepowert. Die grosse Masse der Handwerker, die Kleinbauern und die widerstandsfähigeren, selbstbewussteren ländlichen Lohnarbeiter der ostelbischen Provinzen sind, teilweise unter Verdrängung durch Slawen,

im Proletariat aufgegangen [1]). Die Nation ist entartet, die feiner organisierten Elemente füllen zu Myriaden die Irrenhäuser; der Morphinismus oder die sexuelle Perversion dezimieren die besseren Köpfe des alten und neuen Mittelstandes; die Frauen rücken in die Lücken ein, mit mehr als 10 Millionen Lohnarbeitern drücken sie die Lebenshaltung der Familien hinunter, und der Antisemitismus wehrt sich vergeblich gegen die Macht, die das durch strenge Inzucht vor Begabungsverlust bewahrte jüdische Element im intellektuellen Leben der Nation zu entwickeln beginnt.

Die zähen und widerstandsfähigen Elemente, die das anthropologisch noch intakte grosse Bevölkerungselement, das Unternehmertum, bilden, zeigen, ausser in einer doch schon etwas beunruhigend aussehenden Erholungs-, Vergnügungs- und Zerstreuungssucht, keine merklichen Zeichen der Degeneration. Es bleibt abzuwarten, ob eine sich im wesentlichen aus Ausbeutern und Ausgebeuteten zusammensetzende Bevölkerung, der ausser einem dekadenten einheimischen Literatentum nur importierte Ideale zur Verfügung stehen, sich im Kampfe um den Futterplatz ohne eigene Ideologie lange behaupten kann.

Die Frage, ob der Sozialismus die Chancen der Nation bessern kann, scheidet für eine Betrachtungsweise, die sich mit der Entstehung begabter Individuen und den Bedingungen der Vererbung ihrer Anlagen beschäftigt, natürlich aus; die platonische Utopie einer indifferenzierten, von Philosophen mitgeleiteten Masse, die für die leitende Kaste (die „ἄρχοντας“) volle Bewegungs- und Entwickelungsfreiheit fordert, ist nur ein müssiges Spiel einer schwunglos gewordenen, senilen Phantasie.

Der schöne Traum eines in lockeren, freien Verbindungen lebenden Volkes feinfühliger, naturbegeisterter Kunsthandwerker, den Morris in seinen „News from Nowhere“ so verlockend erzählt, ist eine der schönsten Früchte einer Nachblüte der Romantik, dessen Unmöglichkeit ein Blick auf die biologischen Rückwirkungen der vom Kapitalismus geschaffenen Gesellschaftsverfassung zeigt.

Ich glaube hiermit zunächst genug über die fundamentalen Differenzen zwischen den drei grossen Begabungsklassen

1. der Praktiker (W i r t s c h a f t, einschliesslich Politik und Kriegführung),

---

[1]) Neuerdings tritt auch im deutschen Proletariat ein erheblicher Rückgang der Geburtenziffer auf, d. h. das Proletariat liefert sein Hauptprodukt, eben die „proles“ nicht mehr in hinreichender Quantität; von der Qualität redet man besser nicht.

2. der Techniker (Technik),
3. der Ideologen (Kunst und Wissenschaft)

gesagt zu haben[1]).

Die beiden ersten Klassen gestalten die wirkliche Welt; und geniessen sie.

Die dritte dieser Kategorien ist dabei nicht lediglich negativ durch den Mangel der Fähigkeit bestimmt, Menschen zu Mitteln ihrer Zwecke zu machen, Abhängigkeitsverhältnisse zu schaffen, sondern positiv durch den ihr innewohnenden Trieb ein — mehr oder weniger vollständiges — Abbild der Welt zu gestalten. Und zwar entweder ein mehr (oder absolut) subjektives (Künstler) oder ein mehr oder — der Intention nach — absolut objektives Weltbild (Forscher).

Die Erörterung der Frage nach der Möglichkeit der Zeichnung eines absolut objektiven Weltbildes gehört nicht hierher.

Am kürzesten lassen sich vielleicht die beiden grundverschiedenen Tendenzen der beiden grossen Klassen der menschlichen Begabung mit zwei Zitaten aus grossen Denkern charakterisieren. Der Praktiker hat die Maxime: Die Welt ist meine Auster. Der Ideologe: Die Welt ist meine Vorstellung.

[1]) Die Klassenzugehörigkeit hängt von der Gestaltung des Trieblebens ab, das eben in der instinktiven Betätigung der entsprechenden Anlage besteht, wie die Anlage den Trieb schafft. Kunstanlage und Kunsttrieb sind nicht verschiedene Fähigkeiten, sondern dasselbe Ding, von verschiedenen Standpunkten aus gesehen.

III. Grenzgebiete der Begabung.

Das wichtigste Gebiet, auf dem sich Elemente verschiedener Begabungen mischen, ist das zwischen Wissenschaft und Kunst; wie ich zeigen werde (s. auch oben S. 20 f.), ist das Wesen wissenschaftlicher Begabung der Trieb nach Gestaltung eines möglichst, ja eines vollkommen objektiven Weltbildes; das Wesen der künstlerischen Begabung der Trieb nach Gestaltung eines absolut subjektiven Weltbildes; dem Forscher ist das oft bewusst, oder es wird ihm bewusst, wie es Schopenhauer, Spencer, Spinoza und Leibniz bewusst geworden ist; dem Künstler wird es, gottlob, selten bewusst, sonst wird ein pfauenartiges Monstrum aus ihm, wie Rubens oder Wagner. Nun wird aber reine Subjektivität ebenso selten getroffen, wie reine Objektivität, ja sie sind oft bei demselben Individuum in fast gleichem Verhältnisse neben- oder durcheinander da; ein Durcheinander scheint Leonardo da Vinci zu repräsentieren, dessen Figur aber fast mythisch ist, d. h. die Dokumente sind dürftig, die Dithyramben seiner Bewunderer [1]) überschwänglich; ein Nebeneinander, und manchmal eine Durchdringung, zeigt die Natur Goethes und, soweit es sich aus den Quellen ermitteln lässt, Shakespeares; auch Herodot und Homer sind hier zu nennen; damit dürfte aber die Liste vollständig sein.

Wir kommen nun zu den Kunstkennern. Der Snobbismus mancher modernen Salonprofessoren, z. B. des mir aus persönlichem Umgange in seiner Eitelkeit wohl bekannten Emil Dubois-Reymond, aus dem heraus derartige Grossstadtpflanzen Kunstverständnis herauskehren, um schliesslich Dinge von sich zu geben, wie das bekannte: „Goethe und kein Ende", dieser Kunstsnobbismus macht noch lange nicht den wahren Kenner der schönen Künste. Auch die Bekleidung einer Professur für Ästhetik oder Kunstgeschichte berechtigt noch nicht zu der Vermutung, dass da immer irgend eine Form der Verschmelzung von künstlerischer und wissenschaftlicher Begabung gegeben sei. Die Orientierung auf diesem Gebiete wird bei der Lektüre der Kunstliteratur dadurch sehr erschwert, dass die sprachkünstlerische Begabung, die so häufig ist, auch bei den nordischen Völkern, meist

[1]) Z. B. Peladan in „Mercure de France". 1908.

nicht von wirklich künstlerischer Begabung unterschieden wird. Eine scharfe Sonderung der rhetorischen Begabung, ein Beiseitestellen der Literaten und Gelehrten, die nur Rhetoren oder nur Sammler von Notizen waren, ist ja besonders notwendig, wenn man sich anthropologisch und psychologisch in dem weiten Gebiete der romanischen Kunst und Dichtung orientieren und hier kausalen Untersuchungen nachgehen will; die auf Eis gestellte Dialektik des Kunstkritikers und Archäologen Lessing, deren Kälte allerlei dilemmatische und dialektische Kristalle sich bilden lässt; die ewig auf Punschtemperatur gebrachte Sprachkunst Schillers können den denkenden Kenner täuschen und haben viele getäuscht; diese Erscheinungen gehören in das Gebiet der Sprachkunst, derjenigen Kunst, für die mit Ausnahme eines kleinen Teiles der Idioten und einiger weniger Taubstummer — denn es gibt auch hinreissende Redner unter den Taubstummen, ich nenne nur Helen Keller — fast alles, was Menschenantlitz trägt, Begabung hat. Ich will mich mit der Sprachkunst an dieser Stelle nicht weiter beschäftigen, sondern nur betonen, dass sie die populärste und prompteste aller Künste ist; die Zunge ist ja immer im Munde; es bedarf jedesmal einer besonderen Untersuchung, ob die modernen Meister der Sprachkunst — etwa Poe, Villers de l'Isle Adam, Victor Hugo, Kierkegaard, Clemens Brentano, Rückert, Treitschke, v. Hartmann, Friedrich Nietzsche — ihre unbestreitbaren Erfolge ausser ihrer phänomenalen Sprachkunst auch noch einem Besitze an Ideen oder einer Fähigkeit zur Symbolbildung — dieser der Kunst und der Wissenschaft gemeinsamen Grundkraft — verdanken.

Ich will nur betonen, dass die Sprachkunst meist eine durchaus reproduzierende Kunst ist, und dass produktive Künstler, d. h. Wortschöpfer, auf diesem Gebiete das Allerseltenste vom Seltensten sind[1]); Homer war produktiv als Sprachkünstler — schon in seiner Namengebung, wenn er z. B. die beiden alten Frauen, deren mütterliche Liebe den unseligen Odysseus tröstet, Antikleia und Eurykleia nennt; Dante war es, und Calderon und Shakespeare und Bürger und Goethe; ich wüsste aber diese Liste nicht zu vergrössern; meine Kenntnis des Russischen ist nicht eingehend genug, um zu sagen, ob mein Gefühl, dass Kolzow ein produktiver Sprachkünstler war, mich täuscht. Durch ihren reproduktiven Charakter unterscheidet sich die Sprachkunst trotz ihrer enormen klangästhetischen Bedeutung auf das allerschärfste von der Musik, in welcher jeder Meister — nicht jeder

[1]) Wie vollständig die auf Symbolik beruhende Fähigkeit zur Wortschöpfung heute erloschen ist, zeigen moderne Neologismen wie Ila, Bedag, Hapag, deren anorganische Entstehung dem Ersatz des Pferdes durch das Automobil durchaus entspricht.

Nachahmer — die enorme Aufgabe leistet, eine eigene, konsonantenlose Sprache, die er allein sehr wohl versteht, die Hörer aber nur ahnend nachfühlen, zu erfinden und die so gefundene nun rhythmisch zu gestalten; so ist es kein Wunder, dass schöpferische Musiker sich selten mit (den schon erfundenen) Sprachen eingehend beschäftigen; wir finden keine Talente fürs Erlernen fremder Sprachen unter den originellen Musikern, und wir finden unter ihnen auch wenige, die die angeborene sprachkünstlerische Begabung selbständig weitergebildet haben; hier wäre Wagner zu nennen, der aber doch oft, viel öfter als Schiller, in unkünstlerische Trivialitäten, ja, auch wie Schiller, in grobe Geschmacklosigkeiten verfallen ist, die einem Sprachkünstler von Geschmack — und ein grosser Künstler hat vor allem Geschmack auf seinem Gebiete — nicht hätten unterlaufen dürfen; indes ist ihm auch manches sprachliche Kunststück gelungen.

Die Sprachkunst muss aber noch einmal erwähnt werden, weil sie eine Beziehung zu einem wichtigen Grenzgebiete der künstlerischen Begabung hat, zum Gebiete des Witzes und der Komik. Die sprachlichen Analogien und Gleich- und Anklänge, auf die man durch die Zufälligkeiten der Klang-Assoziation kommt — manche Geistesstörungen begünstigen ja bekanntlich diese sprachlichen Assoziationsformen, ebenso der Rausch in seinen verschiedenen Graden —, sind nämlich leicht zu erwerbende Waffen, mit denen die Frechheit des Kleinen sich dem Grossen entgegenzustellen wagt, Steine für die Schleuder des kleinen Juden David gegen den gewaltigen Arier Goliath. Welche Taschen voll von spitzen kleinen Steinen hat nicht der freche Halb-Phönizier Aristophanes gegen den grössten Griechen, gegen Sokrates, in den Kieselhaufen gefunden, die das griechische Meer an den Strand Attikas geworfen hat[1]).

Der Mut, der den Kleinen befähigt, sich dem — wahrhaft oder scheinbar — Grossen entgegenzustellen, ist die Anlage, die, mit höherer sprachkünstlerischer Begabung verbunden, alles das zuwege bringt, was man Witz, Satire, Spott, Hohn, Komik, Karrikatur, Parodie (die der Sprachgebrauch tatsächlich hierher rechnet, wenn auch fälschlich) Travestie nennt.

Es gibt hier sehr viele Kombinationen, sehr verschiedene Elemente können da verknüpft sein, aber die konstituierenden Elemente, die übrigens für sich, ohne alle Hilfskräfte, ausreichen, sind Frechheit und Sprachkunst, auch wo alle Poesie fehlt. Wenn Heine im Atta Troll nicht von dem Freiligrathschen Mohrenfürsten loskommt, und wenn es ihm dabei zweifellos gelingt, den jüngeren rheinischen Dichter lächerlich zu machen, so war in diesem Verhältnis doch

[1]) Plato, Apologie des Sokrates, 18 u. 19.

Heine der Kleine, der nicht heranreichte an das hochherzige Mitgefühl Freiligraths, wenn dieses Gefühl ja auch ohne sonderlich entwickelte Sprachkunst sich auszudrücken gesucht und in dem verfinsterten Mond, der aus silbernem Wolkenchor hervortritt und mit dem das weisse Zelt verlassenden Mohrenfürsten verglichen wird, eine Verdunkelung des Geschmacks und des bon sens gezeigt hat.

Ich verkenne nicht, dass die Kunstmittel, deren sich die Frechheit — die schwächste Form der Revolte — bedient, um den besseren Mann zu ärgern oder gar zu stürzen, nicht allein auf die Kunstmittel angewiesen sind, die ihr die Sprache fix und fertig liefert; fix und fertig liefert der Frechheit auch die Mimik und die Gebärdensprache wirkungsvolle Kunstmittel, und darüber hinaus hat die Pantomime, in der nun schon die eigene Erfindung des Spötters tätig sein muss, unendlich viel liefern müssen; hierher gehört die (ausser im rheinischen Karneval) fast ganz vergessene Kunst des Maskenspiels, wohl die Urform der Komödie; die Maske brauchen ja auch noch ausser den ostasiatischen Kulturvölkern viele Naturvölker, um gewisse Götter zu verhöhnen[1]). Im Kölner Karneval flammt alljährlich noch die Hitze des dortigen Keltenblutes in allerlei ironischen Masken und Maskengruppen auf, und der Simplizissimus bedeutet (nach dem zahmen Kladderadatsch) das Wiederaufleben des Maskenspiels der frechen Kleinen gegen die Grossen, die dem roten Hunde nicht immer das zeigen, was ihm allein gebührt: gelassenen Humor. Der preussische Polizist ist kein Sokrates[2]).

Ich berühre hier das Wesen des Humors, des Lächelns, mit dem das Grosse sich gegen den Spott des Kleinen richtet; wir sehen auch den Humor in die Zusammenhänge verflochten, aus denen sich Satire, Karrikatur und Verhöhnung ergeben. Alle diese Kunstzweige gehören offenbar in das grosse Grenzland; zwar konstituiert der Ausdruck des im Künstler wohnenden Gefühls — und dazu gehört ja auch der Hass und die Verachtung — und die im Empfangenden, Geniessenden entstehende gleichsinnige Resonanz die Totalität des Kunsterlebnisses, aber der Witz mit seinen Genossen und der Humor bedürfen zu ihrem Zustandekommen anderer Elemente, als der der Gemütsbewegung; sie setzen gewisse Charaktere (d. h. konstante Willensrichtungen) voraus und der Besitz oder Nichtbesitz eines solchen Charakters gehört nicht mehr in die Lehre von der Begabung, wie wir sie hier fassen[1]).

[1]) Die alten christlichen Mysterien- und Weihnachtsspieler äffen höhnend den alten zittrigen Joseph, den Mohrenfürsten u. s. w. nach.

[2]) Es seien als Meister der Frechheit noch genannt: Kratinos, Eupolis, Juvenal Martial, Lucian, Aretino, Ulrich v. Hutten, Fischart, Rabelais, Quevedo, Boileau, Voltaire, Abraham a Santa Clara, Swift, Mandeville, Marat, Wilkes, Fréron, Goya, Giusti, Heine, Saphir, Daumier, Offenbach, Rochefort und zahllose Neuere, besonders Harden, T. T. Heine, Shaw und Wedekind.

Dass die Satire ausnahmsweise auch dadurch zustande kommen kann, dass sich der Übermut der Grossen gegen den übertriebenen Dünkel der Kleinen richtet, zeigt die Geschichte der griechischen jambischen Dichtung, und es zeigen es auch die Goethe-Schillerschen Xenien; über die letzteren sind die Akten noch nicht geschlossen; wir wissen nicht, ob die Sprachkunst und Verbitterung Schillers an dem Plane zu ihrer Entstehung nicht den Hauptanteil hat, und ob Goethe, ohne diesen Antrieb, nicht über die übergrosse Frechheit derer, die ihn anzukläffen für gut fanden, mit olympischer Ruhe hinweggesehen hätte, wie sein grosser Bruder in Apoll, der alte Fritz in Berlin [1]).

Dass der Affekt des Einzelnen gegen das Weltall, der Pessimismus, auch im Herzen des grössten Menschen nur eine Auflehnung des Geringeren gegen das Grosse ist, braucht nicht dargelegt zu werden. Die pessimistische Veranlagung ist gewiss, wie die melancholische, ein wesentliches Element der emotiven Veranlagung, und diese ist ja ein Hauptelement aller Begabung, besonders der künstlerischen; Pessimismus und Melancholie gehören aber in das Grenzgebiet, weil sie an das Pathologische streifen; es ist in solchen Fällen immer Etwas abnorm, entweder das so tief leidende Individuum oder die so tief verwundende Gesellschaft; ganz schlimm ist es aber erst, wenn beide abnorm sind, wie im Falle von Anselm Feuerbach, dessen Ende durch Selbstmord doch psychologisch nicht angezweifelt werden kann, trotz aller ärztlichen Atteste [2]).

---

[1]) s. J. P. Eckermann, Gespräche mit Goethe, Leipzig 1909, S. 113.

[2]) S. „Anselm Feuerbach", von Julius Allgeyer, II. Aufl., 1904, S. 502—509.

IV. Auf welchem Gebiete sich das Talent betätigt.

„Man will, dass ein Talent, das sich in einem gewissen Feld hervortut, dessen Art und Weise allgemein anerkannt und beliebt ist, aus seinem Kreise sich nicht entferne oder wohl gar in einen weit abgelegenen hinüberspringe. Wagt es einer, so weiss man ihm keinen Dank, ja, man gewährt ihm, wenn er es auch recht macht, keinen besonderen Beifall.

„Nun fühlt aber der lebhafte Mensch sich um seiner selbst willen und nicht fürs Publikum da; er mag sich nicht an irgend einem Einerlei abmüden und abschleifen, er sucht sich von anderen Seiten Erholung. Auch ist jedes energische Talent ein allgemeines, das überall hinschaut und seine Tätigkeit da und dort nach Belieben ausübt. Wir haben Ärzte, die mit Leidenschaft bauen, Gärten und Fabriken anlegen, Wundärzte als Münzkenner und Besitzer köstlicher Sammlungen. Astrug, Ludwig XIV. Leibchirurg, legte zuerst Messer und Sonde an den Pentateuch, und was sind nicht überhaupt schon die Wissenschaften teilnehmenden Liebhabern und unbefangenen Gastfreunden schuldig geworden! Ferner kennen wir Geschäftsmänner als leidenschaftliche Romanleser und Kartenspieler; ernsthafte Hausväter jeder anderen Unterhaltung die Theaterpossen vorziehend."

So Goethe. Er, Jurist, Lyriker, Roman- und Dramen-Autor, sieht von aussen die Rolle des Zwischenkiefers und des Rückenwirbels für die Konstruktion des Säugetierschädels. Er erblickt ein Phantasiebild, synthesiert aus zahllosen sinnend betrachteten Pflanzen die Urpflanze, in der sich die Bildung aller Pflanzenorgane aus ursprünglichen Blättern zeigt; ihm war es also gegeben, den in der Regel völlig unbewussten Vorprozess, dessen Ergebnis der Analogieschluss ist, in sich in der Entstehung zu beobachten. Goethe war deshalb das, was man in mythischen Zeiten, wo diese Fähigkeit offenbar noch nicht durch die modernen künstlichen Hilfsmittel des Denkens und der Forschung — Mathematik, termini technici, formelle Logik, Laboratorien — verdrängt oder vernichtet war, Goethe war das, was man in alten Zeiten einen Seher nannte. Aber er war auch auf vielen Gebieten Dilettant, auch in den Sphären der Praktiker, und zu vielseitig, um

aus der Selbstbeobachtung heraus den Gegensatz in der Begabung der Praktiker und der Intellektuellen zu erschauen.

Auf einem Sehenkönnen, wo doch nichts Äusseres da ist, beruhen mehr noch als die Entdeckungen die Erfindungen. Wir kennen die ersten Erfinder nicht, die uns den Keil (und damit Beil, Pfeil, Speer, Messer), den Hebel, die Schleuder, das Flechten von Zweigen (und damit die ganze Textilindustrie), die Spindel, den Bogen (und damit ausser den Schusswaffen die Saiteninstrumente), das Blasrohr (und damit die Blasinstrumente) gefunden haben; sie müssen aber den Einfall gehabt haben, die Verallgemeinerungs- und Wiederholungsfähigkeit eines einmaligen, „zufälligen" Vorgangs zu erfassen, und auch schon mit einem Blicke die unbegrenzten Möglichkeiten geschaut haben, als Seher.

„Voir venir les choses est le meilleur moyen de les expliquer." (Turpin.)

Gross ist in der wissenschaftlichen Entdeckung die Bedeutung desjenigen Sinneseindruckes, der einen schon lange in seinen Prämissen vorliegenden, aber tatsächlich noch nicht gezogenen Analogieschluss auslöst; solche Analogieschlüsse haben bei weitem Blick des Denkenden die Eigenheit, universell zu sein, entweder das Weltganze oder eine ganze Seite des Universums zu umfassen.

Schwann macht von der Pflanzenzelle den Analogieschluss auf die universelle Bedeutung der Zelle für alles was lebt[1]).

Galilei beobachtet, dass alle Schwingungen eines Pendels, gleichviel welchen Raum sie durchlaufen, gleich lange dauern. Newton

---

[1]) Schwann, der gegen Ende der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts Assistent bei Joh. Müller in Berlin war, ass dort einmal mit dem in Jena eine Professur bekleidenden Entdecker der Pflanzenzelle, Schleiden, zu Mittag. Er war damals 28 Jahre alt, Schleiden 34 Jahre. Als Schleiden ihm nun seine Auffassung der Bedeutung des Kerns bei der Pflanzenzelle auseinandersetzte, fiel Schwann ein, dass er solche Kerne auch in der (knorpligen) Substanz der Chorda dorsalis (einer Art Wirbelsäule) von Fischen gesehen hatte. Sofort durchblitzte ihn der Gedanke, von welcher fundamentalen Bedeutung die Erkenntnis sein müsse, dass Tier- und Pflanzenzellen gleich gebaut seien, gleich lebten und sich gleich entwickelten. Er lief mit Schleiden sofort in die zoologische Sammlung und Schleiden bestätigte nach einem Blicke ins Mikroskop die Identität der vor ihm liegenden tierischen Zellkerne mit denen der Pflanzenzelle. Bekanntlich hat Schwann zähe an der universellen Auffassung der Tierzelle, der Zelle überhaupt, festgehalten, und gezeigt, dass auch diejenigen tierischen Strukturen, die äusserlich nicht die geringste Ähnlichkeit mit Aggregaten von Pflanzenzellen besitzen, doch als Umwandlungsprodukte früherer einfacher Zellen anzusehen sind. Selten hat eine biologische Theorie einen so schnellen Triumphzug angetreten, wie die Zellenlehre Schwanns. Dem Könige Schwann folgte der Kärrner Virchow, der sich aber ganz als Originalgenie gebärdete. Der gefährliche Konkurrent Schwann wurde aus den deutschen akademischen Kreisen schnell nach — Löwen abgeschoben.

wendet die Fallgesetze auf unser Sonnensystem und die darin nachgewiesenen Bewegungserscheinungen an.

Marx erblickt die Machtstellung eines Fabrikanten dem Lohnarbeiter gegenüber und findet so die alles in der Wirtschaft umfassende Bedeutung des Kapitalismus.

Lamarck sieht den Einfluss des Lichts aufs Wachstum der Pflanzen und findet sofort seine Entwickelungslehre.

Lyell sieht Streifen auf wallisischem Gestein und wiedererkennt darin die Form schweizerischer Gletscherschliffe; er sieht sofort die vereiste paläoarktische Welt. Robert Mayer konstatiert, dass unter den Tropen die Bluttemperatur dieselbe ist, wie in Nordeuropa, und kommt so auf die Wärmegesetze. Joule fühlt, dass ein Draht, durchflossen von einem elektrischen Strom, wärmer wird, und schliesst sofort auf die Umwandlung jeder physikalischen „Kraft" in jede andere.

Pasteur kam aus rein chemischen Interessen an den Spaltungsprozessen, welche die Gärung begleiten, zu einer Analogie zwischen dem Einflusse der Hefezellen auf organische Stoffe und dem Einfluss der einzelligen Organismen überhaupt auf den Organismus des Säugetiers, speziell des Menschen; er erfasste sofort die allgemeine, umfassende Bedeutung dieser Analogie, und so ist er der Vater der modernen Bakteriologie und der modernen Seuchenlehre geworden. Vielleicht hat kein Forschungsgebiet so wie dieses sich dazu geeignet, den Schillerschen Spruch zu illustrieren:

Wenn die Könige bauen, kriegen die Kärrner zu tuen.

Auch König Schwann hat viele, viele Kärrner in Bewegung gesetzt, und da es viele davon zu Orden, Ämtern und Titeln gebracht haben, halten sie sich im Stillen wohl auch für Fürsten im Reiche des Geistes.

Es ist also für die eigentlichen Entdecker auf wissenschaftlichem Gebiete charakteristisch:

1. dass sie eine bisher übersehene Analogie sehen (es handelt sich dabei selten um ein Hören),
2. dass sie die universelle Bedeutung dieser Analogie erkennen.

Bezüglich der Erkenntnis der universellen Bedeutung von Einzelbeobachtungen ist aus neuerer Zeit besonders Kirchhoff, der Doppelstern Bunsens, zu nennen; ferner Frau Curie, die allein und zuerst die ungeheure revolutionäre Tragweite der Erscheinungen der Radioaktivität für die Erkenntnis der Materie, also für das allerallgemeinste Problem, gesehen hat. Ich betone besonders Becquerel gegenüber die Bedeutung der Frau Curie, weil Becquerel von vornherein

falsch gesehen hat, ich betone ja aber hier die Bedeutung des richtigen Sehens. Becquerel ging bei seinen Versuchen über das Kalium-Uransulfat von der falschen Vermutung aus, dass Phosphoreszenz und die Emission von X-Strahlen miteinander verknüpfte Erscheinungen sind; die bei diesen Versuchen von ihm gefundenen, vom Uransalz ausgesandten photographisch wirksamen Strahlen hat er nicht zu deuten vermocht; die eigentliche Analogie fanden, nachdem Becquerel die Tatsache gefunden, aber nicht verstanden hatte, die Curies; Becquerel ist allerdings den weiteren Untersuchungen der Curies mit seinen grossen Hilfsmitteln ziemlich pari passu nachgehinkt. Dass auch diesen Königen der Beobachtung und des Gedankens die mathematischen Kärrner mit ungeheuren Karrenladungen von vielfachen Integralen und Differentialgleichungen gefolgt sind, versteht sich wohl bei dem gegenwärtigen eigenartigen Verhältnisse zwischen beobachtender Naturforschung und mathematischer Scholastik von selbst [1]).

Wir erkennen also die Fähigkeit zum Erblicken von Analogien — d. h. zur Konstatierung eines Verhältnisses zwischen Verhältnissen —, einer besonderen Art der „anschaulichen Erkenntnis“, auf allen wissenschaftlichen Gebieten als eine wesentliche Fähigkeit, eine besondere Art der Begabung, deren Betätigung auf jedem Felde fruchtbar ist, so dass diese Begabung für jedes Gebiet der Erkenntnis fruchtbar werden muss.

Ob ein so begabter Mensch sich mehr auf dem Gebiete der physikalischen, der biologischen oder der sozialen Kausalität betätigen wird, hängt teils von der Art der ersten, durchgreifenden Anregung ab, teils davon, ob zu dieser wesentlich wissenschaftlichen Begabung das Hinzutreten anderer, ins technische Gebiet gehörigen Fähigkeiten — manuelle Technik oder mathematische Technik — ein wesentliches Hilfsmittel der Forschungsmethode liefert.

Newtons Analogisierung der Gravitation mit der universellen Ursache der Bewegung der Gestirne fand gewiss in seiner mathematischen Nebenbegabung ein sehr wesentliches Hilfsmittel zu einer überzeugenden Darstellung der Himmels-Mechanik.

[1]) Ich verweise kurz auf die fast unübersehbare Menge üppiger mathematischer Spekulation, die sich im Anschlusse an die Curieschen Versuche mit dem „Verhältnis zwischen Ladung und Masse“ der Elektronen befasst; betont sei noch besonders, dass die unübersehbar wichtige Tatsache, dass Radium spontan und andauernd Wärme aus sich entbindet, nicht von mit Integralen jonglierenden Mathematikern, sondern durch Anschauung von Frau Curie gefunden worden ist (C. R. 136, p. 673). Es ist ein Segen, dass Skeptiker wie Poincaré wenigstens in Frankreich dafür sorgen, dass die „simple vérité“ nicht ganz von der mathematischen Scholastik überwuchert wird.

Aber die durchaus im Unbewussten wurzelnde Fähigkeit zum Entdecken von Analogien, das sich blitzschnell, inspirationsmässig, einstellt, hat eine mehr organische Bedeutung, als die bewusste Verwendung mathematischer Hilfsmittel der Analyse, die alles immer wieder prüft und wägt.

Deshalb ist die Fähigkeit zum Analogienfinden eine durchaus universelle Anlage, im Gegensatz zu dem einseitigen, wenn auch profunden mathematischen Talente.

Es ist bekannt, dass die Juden, denen die anschauliche Erkenntnis in der Regel abgeht, sich auf dem Gebiete der Wissenschaft wie der Kunst durch die höchst einseitigen, verstärkende Begleitbegabungen in der Regel ausschliessenden, Talente zur Mathemathik und zur Musik auszeichnen[1]. Ihre Unfähigkeit zur inneren Nachbildung des Geschehenen, zum „Schauen", drückt sich ja schon in den religiösen alten Verboten des „Bildermachens" aus, wie ihre Anläufe zur Dichtung kaum über aphoristische, spruchartige Werke der Sprachkunst hinaus gekommen sind[2].

Niemand kann daran zweifeln, dass an logischer, dialektischer und kalkulatorischer Begabung der Durchschnittsjude erheblich höher steht, als die entsprechende Begabung der Bevölkerung Europas. Aber die schöpferische Phantasie[3] der Juden ist seit den Psalmen Davids nicht gewachsen; wo neben der Fähigkeit, als Unternehmer oder als Schriftgelehrter zu glänzen, in jüdischen Familien andere Begabungsrichtungen auftreten, handelt es sich meist um die in der Regel, auch bei anderen Völkern, einseitig auftretende mathematische oder musikalische Be-

[1]) Über die Juden in der Mathematik siehe: M. Steinschneider, Monatschrift f. d. Gesch. d. Judentums, Bd. 49—51 (1905—1907).

[2]) Renan (Histoire des langues sémitiques, p. 9—12, passim) sagt: „La poésie sémitique n'a jamais dépassé le proverbe et la parabole, à peu près comme si la philosophie grecque eût pris son point d'arrêt aux maximes des sept sages. . . Les thèmes de la poésie sont, chez les Sémites, peu nombreux et bien vite épuisés. Cette race n'a connu, à vrai dire, que deux sortes de poésie, la poésie parabolique le maschal hébreu, dont les livres attribués à Salomon sont le type le plus parfait, et la poésie subjective, lyrique, comme nous dirions, représéntée par le psaume hébreu et la Kasida arabe, formes courtes, ne dépassant jamais une centaine de vers, exprimant un sentiment personel, un état de l'âme, et dont l'auteur est lui-même le héros. Le caractère éminemment subjectif de la poésie arabe et de la poésie hébraique tient lui-même à un autre trait essentiel de l'esprit sémitique, je veux dire à l'absence complète d'imagination créative, et par conséquent, de fiction . . . . Aussi nulle trace de poésie narrative ou dramatique, aucunes de ces grandes compositions où le poète doit s'effacer; le conte leur est venu de l'Inde et ne s'est développé parmi eux que bien tard . . . . La grande épopée sort toujours d'une mythologie. Mais que faire pour l'épopée de ce Jéhovah solitaire, qui est celui qui est?"

[3]) „Exprimer tout ce qui tient dans une idée qu'il n'aurait pas trouvée seul" diese Fähigkeit hebt Muret hervor (L'esprit juif, 1901, S. 40).

gabung. Aber auch auf diesen Gebieten fehlt den Juden das schöpferische Produzieren, das bei aller aus der Anschauung kommenden oder Anschaubares schaffenden Tätigkeit[1]) erst ein persönliches Werk zustande kommen lässt. Vorwiegend glänzen die jüdischen Mathematiker durch die dialektische Feinheit, mit der sie reproduzieren, durch die Gewandtheit, mit der sie überlieferte Methoden auf ein neues Thema anwenden. Bei der ausserordentlich geringen Fähigkeit der Juden, ein Kunstwerk, das in einem sichtbaren Gebilde erkennen lässt, was eine Anschauung im Innern des Künstlers entstehen liess, zu würdigen, ist es auch nicht zu verwundern, dass sie erst seit dem Auftreten des Naturalismus ein stärkeres Interesse für die Malerei zeigen, und dass den wenigen Juden, die im 19. Jahrhundert als Maler tätig waren, schöpferische Phantasie abging, während manche unter ihnen — wie Liebermann — durch hohes technisches Talent und dialektisch-scharfe Anwendung der Regeln der pleinair-Malerei Erfolge erzielt haben, und so dem Geschmacke der jüdischen Mäzene am nächsten kamen[2]).

Dieses vorwiegende Interesse für Technik und einen alle Symbolik ausschliessenden Impressionismus findet man auch nicht selten in den Sammlungen jüdischer Mäzene ausgeprägt, obschon manche davon auch Werke träumerischer Präraphaeliten und hypermoderner Ultra-Symbolisten erwerben, weil diese Dinge gerade Mode sind, oder weil sie selten sind[3]).

---

[1]) Auch Sombart sagt von der jüdischen Art: „Alle Romantik ist dieser rein diskursiven Weltbetrachtung fremd, alles unmittelbare Sich—in—die—Welt, in—die—Natur, Sich—in—den—Menschen—Versenken“ (c. W., S. 317).

[2]) Das grosse Kombinationstalent der Juden, das sie zu vorzüglichen Schachspielern und (ärztlichen) Diagnostikern macht, kann, zur kombinatorischen Phantasie gesteigert (die etwas ganz anderes, als die schöpferische Phantasie ist), den technisch begabten Juden auch zu anscheinend künstlerischen Leistungen als Architekt und Komponisten befähigen.

[3]) Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Paris grassierende Mode, Kunstwerke der Stile Régence und Louis XV. zu sammeln, hat die ausserordentlich wertvolle Sammlung des Baron Alfred v. Rotschild entstehen lassen; ferner die — auch an Niederländern des XVII. Jahrhunderts reiche — Sammlung von Rodolphe Kann.

V. Die Vererbung der Begabung.

Trace the red and the black drops to the veins of the ancestors, set his portrait over against the title page, strand him in a universe of self-seekers, catalogue his tastes, describe his habits, hoard up the meagre incidents, — — after all the man escapes you, hid within that zone of infinite repulsion, which surrounds the soul as it does the atom. . . .

Thomas Hardy.

Ich bin einige Zeit lang mit begabten Familien in näherer Berührung gewesen — meist lokalen Grössen —, deren Talente sich um gewisse Zentren sammelten oder konzentrierten. Diese Zentren waren Universitäten, Laboratorien, Gymnasien, besonders aber Theater und Kirchen. Die Zahl derer, die daraus mehr oder weniger berühmt geworden sind — wie z. B. die Familie Schwartz in Posen, Dubois Reymond in Berlin, Neisser in Schlesien, Sombart im Magdeburgischen — ist zu klein, um daraus eine Statistik aufzumachen; ein weiterer Blick ins Leben hat mir aber gezeigt, dass Universität und Gymnasium in den letzten 30 Jahren, seit der stärkeren Entwickelung der subfeudalen oder gar subalternen Gesinnung in der deutschen, oder doch mindestens in der preussischen Beamtenschaft, eher zum Grabe als zum Garten der Begabung werden. Die evangelische Kirche hat aber ihre Stellung noch nicht ganz eingebüsst, sie behauptet sie noch teils genealogisch durch die eigenartige Bedeutung des evangelischen Pfarrhauses, bis „hinab“ in die freien Gemeinden, teils lokal durch die Angliederung des Küsters, des Organisten, des Diakonen, Missionärs, des Architekten usw.; besonders die alten katholischen Dome, deren Canonici ja keine Nachkommenschaft haben, von der man reden darf, haben in ihren Architekten und Organisten, Küstern und Schweizern sehr oft die künstlerische Rezeptivität erweckt; welche empfängliche Seele, und sei sie noch so analphabetisch, könnte wohl auch dem gewaltigen Eindruck einer Missa solemnis im Wiener Stephansdom oder eines Orgelkonzertes im Magdeburger Dom widerstehen?

Und so gruppierte sich lange auch um die alten Hofbühnen und die Stadttheater in den preussischen Provinzialhauptstädten, in den kleinen Residenzen, wie Dessau, Waldeck, Gera und Detmold, eine Fülle

von Familien (z. B. die Kaulbachs), in denen von Generation zu Generation etwas vom Feuer der Kunst glüht, leuchtet, manchmal hoch auflodert, oft auch wieder verlischt. Wer kennt ihn nicht, den vorzüglichen Kostümschneider der Münchener Hofbühne, den braven Franz Seitz, dessen umfassende, im Stillen geleistete kunstgewerbliche Tätigkeit man heute nur in Petersburg, in der v. Stieglitzschen Sammlung, kennen lernen kann. Und so haben Balletmeister, Kulissenmaler, Tänzerinnen, Orchestermitglieder, ja nicht selten Theaterfriseure, von den Schauspielern, Sängern und Kapellmeistern ganz zu schweigen, Generationen hindurch Anregungen empfangen und Talente vererbt, die zahllos sind. Freilich handelt es sich dabei nicht immer um hohe Kunst, aber oft genug hat eine glückliche Kreuzung des väterlichen Artistenblutes mit einer phantasie- oder gemütsreichen Mutter der Welt ein grosses Talent verschafft. Die Bescheidenheit, Innigkeit, Wärme der Kunstliebe, die diese kleine Welt von 1700 bis etwa 1850 beseelt hat, scheint mir zu verschwinden; schon die ungeheure Entwurzelung und Mobilisierung gerade der Theaterwelt wirkt so, und die Geldgier der modernen Virtuosen — mit der Elsler, der Jenny Lind, der Sonntag fängt das an —, das Bestreben, begabte Kinder möglichst bald finanziell auszunützen, sie aus der zarten, innigen Sphäre der Hausmusik in den Konzertsaal zu zerren; die mitwirkende Sucht der Konzertagenten nach schnell verdienten „Gebühren" helfen dazu, diese Welt, die uns so anheimelt, in der der spätere königlich preussische Kammergerichtsrat E. T. A. Hoffmann jahrelang ein stilles Elysium gefunden hat, zu zerstören. Auch hier zeigt sich der Raubbau, den das kapitalistische Gewinnstreben mit den kostbarsten Schätzen der Natur treibt, hier denen der menschlichen Natur.

Nun, ich habe etwas von dieser im Schutz alter Theater und älterer Dome aufwachsender Kunstbegabung und -Übung noch erlebt; anderes lässt sich noch aus Biographien und dergleichen Material zusammensuchen, und wenn man es kombiniert mit den Chroniken alter Künstlerfamilien, mit Genealogien, wie sie etwa Litta[1]) gibt, so lässt sich eine Gesetzmässigkeit der Vererbung finden. Das grosse Material, dessen Quellen mit dem Beginn einer individualistischen Auffassung von Wissen und Können, von Singen und Sagen zu fliessen anfangen[2]), also gegen Ende des 15. Jahrhunderts, kann hier nicht

[1]) „Famiglie Celebri Italiane", 184 Hefte, Mailand 1819 u. ff. (wird gegenwärtig noch fortgesetzt).

[2]) Reicher und älter sind die japanischen Künstlergenealogien, aber für die meisten Leser wäre ihre Anführung ja nur eine Anhäufung von Namen, bei denen sie sich nichts vorstellen können; ausserdem erschwert die in Japan so häufige Adoption in namhaften Familien ausserordentlich die Feststellung der Vererbungstatsachen; ein Künstler von Ruf hat dort oft einen höher begabten Schüler als Sohn angenommen.

angeführt werden: die 184 Hefte des unermüdlichen Litta würden dazu nicht ausreichen; aber das Ergebnis lässt sich doch andeuten.

Wir finden in diesem Material 1. Fälle ererbter Begabung, wir finden 2. Fälle vererbter Begabung, wir finden 3. Künstlerfamilien und schliesslich 4. allgemein begabte Familien, deren hereditärer Reichtum fast alles Geistige gewährt, selbst grosse Juristen, Terrainspekulanten und Mathematiker neben zarten Dichter- und Maler-Gestalten.

Das sind die vier Klassen, in welche das grosse Material sich etwa einteilen lässt.

Es ist begreiflich keineswegs leicht, zwischen ererbter und vererbter Begabung zu unterscheiden. Von ersterer will ich da sprechen, wo ein letzter Vertreter der Familie — nicht der Begabung — zu finden ist. Es handelt sich hier immer entweder um unverheiratete oder um kinderlos gebliebene Menschen; manche begabten Familien allerdings verschwinden (durch eine „gute" Partie oder durch ein Zusammentreffen von erfolgreicher finanzieller Verwertung ihrer Begabung mit der Nobilitierung) im Landadel, meist, um nie mehr aufzutauchen, nicht einmal unter höheren Offizieren oder Verwaltungsbeamten. Unsere ganze Kultur ist noch zu jung, um zu sagen, ob sich in diesen Familien des Landadels (z. B. den v. Herder, den v. Humboldt) die Begabung ganz verliert, oder ob sie sich in Dilettantismen verzettelt, oder ob sie ein paar Generationen schlummert, um sich gelegentlich — wie es bei den Byrons der Fall war — in einer singulären glänzenden Erscheinung [1]) oder in einer neuen Reihe produktiver Personen zu manifestieren. Zwischen der Aufhebung des Priesterzölibats durch die Reformatoren und der Komposition der Lustigen Witwe liegen ja kaum zwölf Generationen; das ist ein kleines Material, für jede einzelne Familie, die da mitzählt, um eine sichere Grundlage für die Erkenntnis einer Gesetzmässigkeit zu geben. Auch sind diese vier Jahrhunderte gerade die der Mesalliancen, und es hat sich das kostbarste Dichter- und Künstlerblut in dieser Zeit in schreckenerregender Weise mit dem der elendesten Krämer oder Krippenreiter vermischt. Der Aufdeckung von Gesetzen an einem grossen Material steht vor allem der Umstand entgegen, dass man bei den meisten Fällen ererbter Begabung nichts von der Veranlagung und der Herkunft der Mutter des letzten bedeutenden Erben erfährt, im Gegensatz zu den vielen vollständigen Ahnentafeln von Adels- und Bankier-Familien.

Dass die Begabung gezüchtet werden kann, wissen wenige; dass sie im Interesse der Menschheit gezüchtet werden muss, werden mir wenige meiner Leser glauben; selbst wenn, was ich nicht glaube, der

[1]) Übrigens war Byrons legitime Tochter mathematisch hoch begabt und sie hat Dickens entdeckt.

Besitzer eines Gestüts oder ein grosser Schafzüchter dieses Heft durchblättern wollte, wird er sich schwer überzeugen lassen. Es muss erst das edelste Blut zum grössten Teile ruiniert sein, vermischt mit allerlei Krämer- und Wucherer- und Ausbeuterblut, die Nation muss erst ein paar Jahrhunderte der Amerikanisierung durchgemacht haben, bis sie einsieht, dass sie von ihrem kostbarsten Besitze, dem Blute ihrer Helden, Denker und Dichter, retten muss, was noch zu retten ist [1]).

Die Juden haben es in den Jahren seit 1492 in dieser Hinsicht gut gehabt; sie haben sich selbst nicht die Mühe zu geben brauchen, sich vor der Verunreinigung ihrer alten, hochgezüchteten Keime mit der Hefe der nordischen Banausen, Krämer und Krippenreiter zu bewahren: leider scheint auch diese Tradition abzubröckeln, und das uralte Kulturvolk scheint sich durchaus in den Generalstab der verschiedenen Armeen drängen zu wollen [2]); mich schauerts, wenn ich hier und da einen Mann, dessen Ahne Philo oder Josephus gewesen sein kann, es rühmen höre, dass der General Ottolenghi und der Oberst Hitzigsohn wirklich von Vater und Mutter her ein Jude ist. Oder wenn ein Bamberger oder Friedländer, Träger einer uralten Denker-

[1]) Über das im Vordergrunde dieser einleitenden Schrift stehende Problem äussert sich auch, wie ich finde, Havelock Ellis, in seiner gewohnten behutsamen Weise, der aber, wie man durchfühlt, eine kaum weniger pessimistische Tendenz zugrunde liegt, wie meiner auf deutschen Zuständen beruhenden Darstellung; er sagt („A Study on British Genius", London 1904, p. 92 f.): „One is tempted to ask, how far the industrial progress of the nineteenth century, the growth of factories, the development of urban life, will alter the conditions affecting the production of eminent men. It seems clear, that, taking English history as a whole, the conditions of rural life have, from the present point of view, produced the best stocks. The minor aristocracy and the clergy — the „gentlemen" of England — living on the soil in the open air, in a life of independance at once laborious and leisurely, have been able to give their children good opportunities of development, while at the same time they have not been able to dispense them from the necessity of work. Thus, at all events, it has been in the past. How it will be in the future, is a question, which the data before us in no way help to answer. So far as can be seen, the changing conditions of life have as yet made no change in the conditions required for producing Genius. Life in the old towns formerly fertile in intellectual ability — towns like Edinburgh, Norwich, Ipswich and Plymouth, — was altogether unlike life in our modern urban centres, and there is yet no sign, that the latter will equal the former in genius-producing power. Nor is there any sign, that the education of the proletariat will lead to a new development of eminent men; the lowest class in Great-Britain, so far as the data before us show, has not exhibited any tendency to a higher yield of genius, and what production it is accountable for, remains rural rather than urban."

[2]) Das der Absicht nach verdienstvolle Unternehmen des „Semi-Gotha" ist leider ganz missglückt und unbrauchbar; selbst über eine in ihren Verzweigungen so leicht erkundbare Familie, wie die der Bunsen zeigen sich die Herausgeber nicht informiert.

tradition, stolz die Verlobung ihrer Tochter mit dem Sohne des Oberregierungsrat so und so, der einer absolut inkorrigibel subalternen Unteroffizierfamilie entstammt, zur Anzeige bringt. Das ist, anthropologisch genommen, wirklich erheblich bedenklicher, als wenn ein Schaffgotsch sich durch die Ehe mit einer Godulla rangiert, denn da mischen sich ja zwei Nüancen der praktischen Begabung. Nun, jene vom Rassenbewusstsein verlassenen Juden wissen nicht, was sie tun.

Bis vor kurzem haben wir an den Zigeunern sehen können, was für die Steigerung und die Erhaltung künstlerischer Begabung die Reinhaltung der Rasse tut; es kann nicht oft und eindringlich genug auf die Analogie zwischen der Entwickelung der jüdischen und der zigeunerischen Eigenart (in Hinsicht auf die gezüchtete Begabung) hingewiesen werden; vielleicht hat nur, wie bei den Juden, die auf Unwissenheit und Roheit beruhende Verachtung der Menschheit gegen diese beiden heimatlosen Völker die eminente Schönheit, Reinheit und Eigenart der Zigeunermusik erhalten; die Humanität, die seit einer Generation die Inzucht unter den Zigeunern bedroht, wird hoffentlich ihr Gegengewicht in der bewussten Züchtung dieser Begabung finden; einige zufällige Versuche von Kreuzung der zigeunerischen Rasse mit der slowakischen, die musikalisch so hoch begabt ist, habe ich in ihren Produkten in Oberungarn (in Teplitz-Trencsin) gesehen; es ist heute unmöglich, zu sagen, ob die musikalische Eigenart der Zigeuner nicht durch wiederholte Kreuzung mit anderem, wenn auch musikalisch polarisiertem, Blute bedroht wird. Es muss das besonders untersucht werden.

Bekanntlich sind weitere Versuche von dem Umfange und der Dauer, wie sie in der Isolierung der Juden und der Zigeuner vorliegen, in der neueren europäischen Geschichte nicht mehr gemacht worden; die Mittel, um wirtschaftlich und sozial vorwärts zu kommen, sind so klar und greifbar, ebenso das Ziel; das andere Ziel, das die Rassenverbesserer erstreben, ist etwas ganz neues; begabte Familien waren bisher zufrieden, wenn sie wohlhabend und adelig wurden, und sobald dieses Ziel erreicht war, lockten sie ganz andere Ideale, als die, zu der ihre Begabung sie prädestinierte; sie wollten dann als Soldaten, als hohe Beamte, und, in Ländern mit alter Kultur, als parlamentarische Politiker vorwärts kommen [1]), wozu sie sich wenig eigneten, es sei denn, dass sie durch die Kreuzung mit den Damen des Landadels zufällig eine Begabung für diese Art der Tätigkeit erlangten. Wenn Beethoven ein bel homme gewesen wäre und irgend eine Dame des österreichischen Hochadels geheiratet hätte, würden seine Söhne

[1]) So hat sich das begabteste lebende Mitglied der eminenten Familie Struve, Peter, ganz und gar der Danaiden-Arbeit in der russischen Reichs-Duma ergeben. Ähnlich ist das Ende der Familie Merian gewesen.

dann wohl nach musikalischem Ruhm gestrebt haben? In der Oberschicht wird selbst der höchstbegabte Intellektuelle bestenfalls zum Amateur. Nur das Genie muss seinem Dämon folgen. Ich habe oben gezeigt, welche Anlagen in der Oberklasse ernsthaft geübt und dadurch lange erhalten werden. Und da, wo in der höchsten Oberschicht das Amateurtum überwiegt, kommt es nicht zur Produktivität, sondern zu einer gigantischen Karrikatur des Mäzenatentums; wir bekommen dann einen Nero oder einen Ludwig II. Denn das nun einmal nicht zu leugnende neuropathische Element, das mit der Inzucht verbunden ist, findet bei den Höchstgestellten nicht die in der geregelten geistigen Produktion liegende Hemmung. Wir sehen ja, wie der Amateurzug im Wesen der Feuerbachs schon nach wenigen Generationen halbwegs systematischer Inzucht in Anselm die Andeutungen der Megalomanie hervorrief, wechselnd mit der Verzagtheit, die ihn schliesslich zum Selbstmorde führte[1]).

Ich kann mich an dieser Stelle nicht auf die Widerlegung der (bei Ärzten und Journalisten verbreiteten) Tendenz einlassen, beim europäischen hohen Adel, bei den Juden und den Zigeunern die Nachteile der Inzucht zu betonen und auf sogenannte Blutauffrischung zu dringen. Unter gewissen, unnatürlichen Lebensbedingungen — z. B. bei manchen Sorten von Mastschweinen[2]) — gilt dieses Argument, aber dort auch nur dann, wenn eine sehr kleine Zahl von Stämmen zur Züchtung zer Verfügung steht. Aber man würde noch eine, jeden Nachteil ausschliessende Fülle von Familien zur Züchtung zur Verfügung haben, wenn man (nach Ausscheidung der nervös degenerierten) aus den deutschen und westeuropäischen Juden zunächst drei Gruppen isolierte: die wirtschaftlich begabten, die musikalisch begabten, die mathematisch begabten. Noch mehr gälte das für unsere Junker, wenn man zunächst einmal die mit ererbter Tendenz zu geschlechtlichen Perversionen, zum Spiele und zum Trunke behafteten ausschiede. Ohne sehr gut dotierte Familienstiftungen, die nicht den Charakter des Majorats haben dürften, wäre das freilich nicht durchführbar. Der militärisch so hervorragend begabte märkische und pommerische Kleinadel hat, wie eine Musterung der in seinen Kreisen in den letzten 30 Jahren geschlossenen Ehen ergibt, freilich wenig an eine bewusste Hochzüchtung seines Vorzugsmerkmals gedacht. Wenn er, zur Vermeidung von Konsanguinitätsehen, auch gut tut, aus seinen engen Kreisen hinaus zu gehen, so wäre es für alle Interessenten besser, wenn er sich seine Frauen aus den kriegerischen Familien des polnischen und tschechischen Adels, als aus den Salons

[1]) Siehe hierüber Loewenfeld, diese Sammlung, Heft XXI, pp. 81—97.

[2]) Sidney, On the Pig, W. 36. — M. W. Adam, „On Consanguinity in Marriage", Fortnighthy Review, 1865, pag. 710. — H. v. Nathusius, Das Rindvieh, 1867. Mendel, Pflanzenhybriden, 1901 (Neudruck).

der reichen Seifensieder und Margarinefabrikanten holte. Vielleicht kämen wir so ganz friedlich zu einer Durchführung der vielbeschrienen Enteignungspolitik in den „Ostmarken".

Gegenüber der ererbten Begabung hat die genealogische und die psychisch-analytische Untersuchung nun die Aufgabe, die Ahnentafel des Begabten aufzustellen und zu ermitteln, welche Elemente der Begabung sich aus derselben ableiten lassen. Die Zahl der höher begabten Individuen, die zu einer solchen Betrachtung einladen, ist nicht gering; die interessantesten und bekanntesten unter ihnen sind steril gewesen, einige darunter in der Ehe; Napoleon I. würde zu ihnen gehören, wenn er nicht von Josephine geschieden worden wäre[1]. Von den sterilen sind wiederum die bedeutendsten unverheiratet gewesen, und nicht selten liegt, ganz abgesehen vom Charakter, in ihrer Begabung die Ursache ihrer Ehe- und Kinderlosigkeit.

Zu dieser Gruppe gehören viele früh verstorbene Künstler und Denker, aber auch älter gewordene, wie Swift, Kant und Beethoven, Michelangelo und Botticelli, Winckelmann und Friedrich d. Gr., Al. v. Humboldt und Schopenhauer, Jakob Grimm und Friedrich Nietzsche, Grillparzer und Anselm Feuerbach, Brahms und Klinger (s. S. 119). Dass viele der ohne und einige der mit Nachkommenschaft gestorbenen hochbegabten Menschen Frau und Kinder als eine sie schwer bedrückende Last empfanden, zeigen die Beispiele von Shakespeare, Milton, Diderot, Rousseau, Greuze, Carlyle, Böcklin, das Wagners, solange er jung und frisch war; und wenn Goethe auch mit Christiane schliesslich verheiratet war, kann man das durch die Trauung zwischen ihnen begründete Verhältnis wohl ebensowenig eine Ehe nennen, wie das zwischen Byron und Lady Byron, zwischen Coleridge und seiner Mary.

Ob einige, jung verstorbene, in ihrer Kunst durch erotische Stimmungen stark beeinflussbare Begabte sich zu einer Ehe entschlossen oder es darin länger als einige Monate ausgehalten hätten, darf man bezweifeln; hierher gehören Raphael, Tasso, Hamann, Schubert, Lenau, Hölderlin, Novalis, Abel (der Mathematiker), Keats, Maupassant, Baudelaire, de Nerval, Verlaine, Jacobsen; und wenn man von der Höhe, auf der diese Männer standen, etwas tiefer hinabsteigt, z. B. zu den blossen Virtuosen der Musik und Malerei, findet man das Bestreben, sich aus den Fesseln einer optima fide geschlossenen Ehe zu lösen, bei etwas reizbaren und einsamkeitsbedürftigen Intellektuellen äusserst häufig.

Es liegt also wohl in der heute üblichen, Mann und Weib beständig aneinander schmiedenden Monogamie, dass wir verhältnismässig wenig

[1]) Was wir von Marie Luise und vom Herzog von Reichstadt in charakterologischer Beziehung wissen, spricht entschieden nicht für die Vaterschaft Napoleons.

Gelegenheit haben, Stoff zum Studium der Vererbung höchster Begabung zu sammeln.

Aus diesem äusseren, nicht im Wesen[1]) der Begabung liegenden Grunde ist das Material dürftig, aber es wird dadurch um so interessanter.

Es lehrt uns im wesentlichen folgendes: Je länger der Lebenslauf des Begabten war, um so mehr Elemente der Begabung kommen darin zum Vorschein; wir können uns nicht damit begnügen, bei dieser Klasse — die uns keine Abkömmlinge des Begabten zum Vergleiche liefert — seine beiden Eltern, seine Geschwister und seine Vetternschaft heranzuziehen, um die Elemente seiner Begabung als Familienmerkmale nachzuweisen; wir müssen, soweit wie möglich, die ganze Ahnentafel heranziehen — freilich, ultra posse nemo obligatur. Wir müssen dann sehen, ob die im Laufe eines langen Lebens neben- und nacheinander hervortretenden Einzelbegabungen sich in der Ahnentafel überhaupt finden, oder ob wir es mit einem neu auftretenden Elemente, das jeder atavistischen Erklärung widersteht — einem „sport“ — zu tuen haben.

Wir finden bei Friedrich dem Grossen in mehreren Ahnengenerationen eine eminente Übung in allem Technischen des Soldatenhandwerks — denn soweit der Soldat nicht Organisator ist, muss man ihn zu den Technikern rechnen — und bei ihm selbst von früher Jugend an, so bald es überhaupt möglich war, eine Einübung der ererbten Innervationstendenzen auf diesem Gebiete (so hat schon Pesne den vierjährigen Prinzen gemalt). Da ist der eisernste aller Unteroffiziere, die die Welt gesehen hat, sein Vater, der unermüdliche König Friedrich Wilhelm I.; durch seine Mutter, Sophie Dorothea, gingen die glänzenden militärischen Anlagen sowohl der Welfen wie der Stuarts auf ihn über; Welfenblut erhielt er auch von Vaters Seite durch dessen Mutter, Sophie Charlotte, und damit noch etwas Besseres, das Blut einer geistreichen Französin, die Reiz und Zauber genug hatte, um ihren Liebhaber, einen welfischen Herzog, zu ihrem Manne zu machen[2]).

[1]) Es sei nur angedeutet, dass relativ häufig nicht nur Sterilität, sondern auch impotentia coeundi die höhere mathematische Begabung begleitet, während die musikalische Begabung — oder vielmehr ein ihr korrelativ beigegebener Zustand — grosse Salacität und Fruchtbarkeit des begabten Mannes mit sich bringt. Die Beweise für diese Behauptung kann ich aus Gründen des Berufsgeheimnisses hier nicht anführen.

[2]) Diese Französin, Leonore d'Olbreuse, war als morganatische Gattin des sonst nicht weiter verdienten Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg, die Urgrossmutter des alten Fritz; sie war so bescheidener Herkunft, dass es den Genealogen bisher noch nicht gelungen ist, ihr eine adlige Herkunft nachzuweisen oder auch nur anzudichten; ihr Vater soll Flötenspieler gewesen sein. — Vergl. jedoch hierzu die Monographie über Eleonore d'Olbreuse von Neigebauer (Braunschweig 1859).

Dann gehört zu den Ahnen Friedrichs der grosse Kurfürst, ein Mann, der mit den vorzüglichen Drillmeistereigenschaften seines Enkels Friedrich Wilhelm I. alle Tugenden eines grossen Herrn des „grand siècle" vereinte, und dessen Feldherrntalent, das er nicht nur, wie sein Enkel, auf dem Exerzierplatz bewiesen hat, ererbt ist von den Kurfürsten von der Pfalz und vermischt mit dem genialen Soldatenblute seiner Frau, Luise von Oranien, der Enkelin des grossen Wilhelm des Schweigers, und was noch mehr sagen will, der Urenkelin des geistreichen, tapferen und edlen Gaspard de Coligny, des Beschützers der französischen Gewissens-Freiheit; ja, wir dürfen noch etwas weiter gehen und unter den Ahnen des grossen Hugenotten den Marschall Montmorency nennen, der sich seinen Marschallstab bei Bicocca, gegen den alten Frundsberg fechtend, geholt hat. Es ist also genug edles Soldatenblut in den Adern des alten Fritz gewesen, und der Esprit des grossen Gaspard und der reizenden Olbreuse hat ihm seinen wohlverdienten Platz auf dem französischen Parnass eingebracht.

Was wir hier geben, ist nur eine Aufzählung, aber keine Analyse, aber es soll auch nur dazu anregen, darüber nachzudenken, was Preussen ohne das edle fränkische und holländische Blut wäre, das sich noch in so vielen anderen Kanälen mit dem schwerfälligen Blute der Kolonisten an der Havel vermischt hat[1]).

Ein anderer erblich philosophisch veranlagter und mit der Flöte befreundeter Berliner war Felix Mendelssohn-Bartholdy. Urenkel eines kleinen Synagogenschreibers Mendel, Enkel des klugen und guten Moses Mendelssohn, war er Sohn eines halb französierten Vaters, Abraham Mendelssohn, der als früherer Prokurist im Pariser Bankhaus Fould 1811, als die Franzosen in Berlin standen, aus den Berlinern das Geld, das diese zu hohen Zinsen bei Herrn Fould in Paris liehen, wieder herausholte.

Ein ästhetischer, wenn auch etwas flacher Geist geht schon durch Moses Mendelssohns Schriften, und sein Enkel Felix, mit dem wir uns hier beschäftigen, erhielt von seiner Mutter, geb. Bartholdy, aus einer schon lange christianisierten jüdischen Familie stammend, eine hübsche musikalische Veranlagung und Anregung; und mehr von poetisch-musikalischer Anregung wohl noch von seiner Schwester Fanny; dazu kam der Geist der Romantik, den Tante Dorothea, die Gattin Friedrichs v. Schlegel, verbreitete, und der Einfluss Goethes, dem Felix durch Zelter, seinen Lehrer in der Komposition, zugeführt worden war. Schon 1825 konnte die Familie in Berlin ein Palais (das spätere Herrenhaus) beziehen, in dem sich bald die beste Gesellschaft, nicht nur Berlins, zusammen-

[1]) S. Th. Fontane, „Aus dem Nachlass", 1908, S. 298—304.

fand, so dass Schwester Fanny von einem Sonntage berichten konnte, wo 22 Wagen im Hofe warteten, acht Prinzessinnen und der Abbé Liszt u. a. im Saale waren, und man musizierte: ein Quintett von Hummel, das Duett aus dem Fidelio, Variationen von David, gespielt von dem „wunderbaren kleinen Joachim“, und schliesslich die Walpurgisnacht. Kurz, fast ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, das dem „Nathan“ des früheren einfachen Hausfreundes der Familie, Lessings, folgte. Man kann sich kaum glänzendere Entwickelungsbedingungen für ein musikalisches Talent denken, zu einer Zeit, wo Schubert am Hungertuche nagte, wo Goethe den grossen Beethoven, der vergeblich einen Zugang zu seinem Hause gesucht hatte, vergass. In der Zeit, wo diese grossen Meister einsam in Wien starben (1827—1828), träumte der Berliner Bankierssohn seinen Sommernachtstraum und schrieb von Meeresstille und glücklicher Fahrt. Einer produktiven Zeit von 12 Jahren, gewissermassen einer verlängerten Pubertät, folgte bei dem Komponisten, dessen Hauptverdienst eine rastlos fleissige, fast überhastete Dirigententätigkeit und die Neubelebung des Interesses an den gigantischen Werken J. S. Bachs war, an denen er aber doch mehr ein musikhistorisches, als ein aus dem Herzen quellendes Interesse hatte, ein allmählicher Niedergang; die historisch-philologische Richtung ,die sein Grossvater Plato und Lessing gegenüber, er selbst Bach gegenüber gezeigt hatte, lebte in seinem Sohne, einem mittelmässigen Professor der Geschichte in Heidelberg, fort. Das alte Bankhaus besteht noch und beherrscht in Berlin das grosse russische Geschäft; selten ist für einen begabten Musiker durch ein so grosses Haus mit besten gesellschaftlichen Verbindungen so geschickt Reklame gemacht worden, wie für den geschmack- und talentvollen Komponisten der Lieder ohne Worte. Es ist übrigens für die Theorie der musikalischen Begabung interessant, dass die mathematische Begabung des Grossvaters des Komponisten, Moses, fünf Generationen später in seinem Nachkommen, dem Zahlentheoretiker Kurt Hensel, jetzt ein etwa 50 jähriger Professor in Marburg, wieder die Oberhand gewinnt.

Die anliegende genealogische Tafel, welche die durch andere als finanzielle Verdienste interessanten Nachkommen von Moses Mendelssohn umfasst, zeigt die Zusammenhänge.

Familie Mendelssohn-Bartholdy.

I. Gener.	II. Gener.	III. Gener.	IV. Gener.	V. Gener.	VI. Gener.
Mendel, *Synagogenbeamter* (Dessau)	Moses Mendelssohn, *Händler Mathematiker, Popularphilosoph, Musiktheoretiker*	Abraham[1]), *Bankier*	Felix M.-Bartholdy, *Komponist*	Karl *Historiker*	Albrecht *Zivilrechts-Professor*
			Fanny, verehel.[2]) Hensel, *Komponistin*	S. Hensel, *Hotelier, Humorist*	Kurt Hensel, *Mathematiker*
		Dor. Veit, später v. Schlegel	Phil. Veit, *Nazarenischer Maler, Galerie-Direktor*		Paul Hensel, *Popularphilosoph*

Die Tafel zeigt übrigens auch, wie die spezifisch jüdischen Begabungstendenzen (für Geldgeschäfte, Wechselrecht, Popularphilosophie und Mathematik) sich am längsten gehalten haben, während die von den Bartholdys herkommende musikalische Begabung, deren Affinität zu der mathematischen zweifellos, die aber auch am wenigsten stabil ist[3]), nur in zwei Generationen in höherem Grade hervortritt.

Wir haben die beiden Zeitgenossen, den Alten Fritz und das Urbild des Nathan, so weit es in aller Kürze möglich war, in auf- und absteigender Linie verfolgt; wir müssen uns für die weiteren Fälle, die aus der Fülle der Tatsachen herangezogen zu werden verdienen, auf eine mehr schematische Behandlung beschränken, die immerhin Material zu Analogien und Induktionen geben wird. Wenden wir uns zunächst zu einem dem evangelischen Pfarrhause entsprungenen Gebilde, den Lessings.

Während die Düsseldorfer Linie dieses interessanten Geschlechts, soweit es zu ermitteln ist, noch in Berlin in zwei Künstlern weiterlebt, hat die mehr merkantil veranlagte, in Berlin alteingesessene Linie sich vielfach mit Töchtern aus wirtschaftlich begabten Familien der Erwerbssphäre assimiliert und sich im Besitz des Verlags der Vossischen Zeitung behauptet. Also schreiben lassen — für ein recht kärg-

[1]) Verehelicht mit der Komponistin Bartholdy, Schwester des Mäzens Jakob B.

[2]) Mit dem Illustrator und Porträtisten W. Hensel, Bruder der Dichterin Louise H. („Müde bin ich, geh zur Ruh'“).

[3]) Vielleicht beruht die geringe hereditäre Stabilität der produktiven musikalischen Begabung auf ihrer grossen Seltenheit beim Weibe (Prinzip der „geschlechtsbegrenzten Vererbung“), die ihre Inzucht enorm erschwert. S. aber auch Anhang, Note III.

liches Honorar, wie ich aus wiederholter eigener Erfahrung weiss —, nicht schreiben, ist der Lebensinhalt dieser Nachkommen des alten ehrenfesten Pastors von Kamenz. Eine starke Sympathie für bares Geld, das Gotthold Ephraim Lessing so gern auf die Karten der Tauentzienschen Offiziere setzte, scheint aber schon in dem Ahnherrn der erfolgreichen Berliner Verleger, Gottholds Bruder, gesteckt zu haben, denn er war Münzdirektor, ein Beruf, der uns übrigens unter den Vorahnen auch vieler Maler begegnen wird, z. B. bei den Kaulbachs.

Bekanntlich war Lessing ehescheu, und wenn er mit 47 Jahren die über 40 Jahre alte Witwe des Hamburger Seidenhändlers König geheiratet hat, so wird himmelstürmende Erotik daran wenig Anteil gehabt haben. Freilich ist Eva Lessing von ihrem zweiten Manne schwanger geworden und hat, selbst 42 Jahre alt, dem fast 50 jährigen Manne ein totes Kind geboren; er schreibt darüber an Eschenburg unter dem 10. Januar 1778 (das Original des Briefes ist in Wolfenbüttel): „Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, dass mir viel dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen und bin ganz leicht“, — und vier Tage später schreibt er demselben Korrespondenten: „Ein guter Vorrat vom Laudano literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen.“ In den 193 Briefen des grossen Kritikers an seine Eva ist er nicht einmal von der Anrede Sie abgewichen. Als eine Ehe in einem anderen als dem zivilrechtlichen Sinne wird man danach wohl die Lessings nicht ansehen können. Wie eine Hamburger Regenwoche wirken diese Briefe auf einen modernen Leser, und man denke, dass die Welt damals den Eindruck von Werthers Leiden noch nicht überwunden und den von „Stella“ gerade empfangen hatte. So ist es wohl erklärlich, dass kein musikalisches Talent in der langen Reihe der begabten Lessings seit 200 Jahren aufgetaucht ist.

Die Untersuchung der Ererbung führt zu einer Ahnentafel, und man kommt also in dieser Frage verhältnismässig leicht zu einem Resultat, kann auch wohl hoffen, die Elemente dabei zu ermitteln, aus denen sich die Begabung des Individuums zusammensetzt, und diejenigen, die als origineller Besitz des Individuums, „sports of nature“, gelten können. Auch scheidet hier die schwierige Frage der Sterilität ganz aus.

Anders liegt es mit dem Studium der Vererbung. Bei der kurzen Dauer — 400 Jahre — unserer modernen Kultur liegt bei den meisten und interessantesten Fällen nur eine kleine Zahl von Generationen vor. Und die Frage der Ehelosigkeit und der Sterilität der

Ehe spielt hier eine grosse Rolle[1]), wie auch die der Illegitimität z. B. bei zwei berühmten Franzosen des 18. Jahrhunderts eine so grosse Rolle gespielt hat. Rousseaus Kinder sind ins Findelhaus gewandert; d'Alemberts Mutter ist uns bekannt; über den Vater — vielleicht war es Fontenelle[2]) und vielleicht ist durch ihn die wunderbare Sprachkunst Corneilles in d'Alemberts Nervensubstanz gekommen — sind wir im Ungewissen. Fontenelle war Pierre Corneilles Schwestersohn; ist er der Vater, so floss in den Adern d'Alemberts dasselbe Blut, wie in denen der Charlotte Corday.

Ein Umstand, den erst eine umfassende Statistik erkennen lässt, muss im Auge behalten werden, wenn man an die Untersuchung der Vererbung der Begabung herangeht. Es stammen nämlich hochbegabte Menschen in mehr als der Hälfte der Fälle von Eltern, die über sechs Kinder miteinander haben, während die Kinder hochbegabter Menschen (der Sprösslinge solcher kinderreicher Familien) nicht zahlreicher zu sein pflegen als in der Durchschnittsbevölkerung, mit dem Unterschiede von dieser, dass 0, 1 oder 2 Kinder in den Ehen Hochbegabter um etwa 25% häufiger vorkommen. (S. auch Fr. Galton „English Men of Science", p. 38.)

Leider fehlt zur Ergänzung dieser Tatsachen jedes Material über die Schädelgrösse der Eltern und die der Kinder hochbegabter Menschen, ebenso wie eine Fehl- und Totgeburt-Statistik in der Deszendenz hochbegabter Menschen. Ich erinnere daran, dass Goethe leblos zur Welt gekommen ist, und dass nur ein Kind von den zahlreichen „Krapskrelligkeiten" seiner Christiane übrig geblieben ist. Vielleicht sind die — in potentia — genialst veranlagten Menschen überhaupt zumeist — wegen zu grossen Schädels — tot zur Welt gekommen[3]). Vielleicht erklärt das — zumal bei den notorisch grossen Köpfen der musikalisch Hochbegabten[4]) — das seltene Vorkommen von musikalischen Kindern aus Ehen zwischen musikalisch begabten Individuen (bei 7 von 206 bedeutenden Musikerfamilien; s. auch Anhang, Note III).

Die ganze bisher über die Vererbung der Begabung vorliegende Literatur (namentlich Lombroso, Galton und Ellis) hat sich in ihrer Klassifikation an das Gebiet gehalten, auf dem die Begabten und ihre Eltern tätig waren. Dass es fundamental verschiedene, grosse,

[1]) Sehr eingehend und vollständig erörtern die statistische Seite der Ehelosigkeit und der Ehe-Sterilität der Intellektuellen Havelock Ellis („British Genius" pp. 158–170) und Francis Galton („Natural Inheritance", 1889, pp. 157 ff. „Hereditary Genius", pp. 319 ff.) Ich verweise auf diese Schriften.

[2]) Der „adolescens omnibus partibus absolutus".

[3]) S. den Artikel „Nouveau-né" von Bepaul in „Dic. encycl. des Sciences Médic."

[4]) Ich werde diese Frage an andrer Stelle behandeln.

höchst umfassende Klassen von Veranlagung gibt, in die auch die mittelmässigen Köpfe einzureihen sind, und die ich als Praktiker, Ideologen und die dem Zwischengebiete angehörige bezeichne, dass ferner die sprachkünstlerische Begabung für den höheren Praktiker wie für den erfolgreichen Ideologen gleich wichtig und unentbehrlich ist — so unentbehrlich, wie die rechnerische Begabung — ist vor mir nicht ausgesprochen worden [1]).

Zur Vergleichung will ich die Klassifikation hersetzen, deren sich Ellis (l. c.) und Galton (Hereditary Genius) bedienen [2]):

Ellis (l. c. p. 77 f.)

Stellung der Familien, aus denen Begabte stammten	
Oberschicht	18,5 %
Gutsbesitzer und Pächter	6 „
Geistliche	16,7 „
Juristen	17,3 „
Offiziere	4,2 „
Seeleute	1,9 „
Ärzte	3,6 „
Andere höhere Berufe	7,8 „
Subalternbeamte	3,2 „
Kaufleute	18,8 „
Handwerker und Tagelöhner	2,5 „
Industrielle und Techniker	9,2 „

Galton (Hereditary Genius, p. 308 ff.)

Zahl der begabten Familien		%
bei begabten Juristen	85	28
„ „ Politikern	39	13
„ „ Heerführern	27	9
„ „ Mathematikern und Naturforschern	43	14
„ „ Dichtern	20	7
„ „ Bildenden Künstlern	25	6
„ „ Theologen	35	8
„ „ Literaten	33	11

Galtons Material umfasst 977 Individuen aller europäischen Völker (nur die Slawen fehlen) seit dem klassischen Altertum; Ellis behandelt, dem Inhalt des englischen biographischen Wörterbuchs entsprechend, Grossbritannien seit der Zeit der Elisabeth, und untersucht 1030 Personen von den in diesem Sammelwerke (von 66 Bänden) behandelten 30 000 Personen.

Ich gehe ja von meiner eigenen Lebenserfahrung, von der Beobachtung der Vererbung kleinerer und mittlerer Talente aus; von

[1]) Es ist das um so erstaunlicher, als Schopenhauer, den freilich seine Metaphysik auf die Antithese von Intellekt und Willen festlegte, zwischen den Menschen, welche Taten, und denen, welche Werke vollbringen, so scharf unterscheidet („Welt als Wille und Vorstellung", 8. Aufl., 1891, S. 443 ff.), wobei dann freilich nur die Praktiker und die Künstler untergebracht sind, der Wissenschaftler und Philosoph aber gefragt werden muss:

„Wo warst Du denn,
Als er die Welt verteilt?"

Übrigens will ich bemerken, dass ich das Ziel der Wissenschaft, ein objektives Weltbild oder Objektbild zu erreichen, für unerreichbar halte. Die Forschernatur setzt aber den Trieb nach objektiver Erkenntnis.

[2]) Ellis gibt die Klassen, aus denen die im „Dictionary of National Biography" verzeichneten Personen herstammen, Galton die Gebiete an, auf denen das hervorragendste Mitglied hervorragender Familien tätig gewesen ist.

den rund 5000 Personen, die ich in der Gesellschaft und in der ärztlichen Praxis, wie auf der Schule und der Universität kennen gelernt habe, sind kaum 300 im Kürschner, in Degeners „Wer ist's“ und im Meyer und Brockhaus — alle diese zusammengenommen — zu finden, und mehr als 50 davon werden wohl kaum in neuen Auflagen der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ oder im Poggendorfschen Wörterbuch genannt werden. Aber ich kenne sie, und von vielen auch ihre Werke, ihre Taten, ihre Eltern, Onkel, Tanten, Geschwister und Kinder aus der Anschauung, und als Arzt weiss ich von Vielen darunter Vieles, was in keine Biographie kommt.

Und so habe ich eine Grundlage, um die zu klassifizieren, die ich nicht kenne, und die ich etwa danach aus der Masse der biographisch überlieferten auslese, indem ich die zähle und registriere, die im Wurzbach oder in Gubernatis „Dictionnaire des Contemporains“, oder im Meyer, Brockhaus oder Larousse oder der Encyclopaedia Britannica auf mehr als einer halben Spalte behandelt werden, oder alle die, deren seit dem Jahre 1400 geleisteten Taten oder Werke mir bedeutend erscheinen. Nach diesem letzten Kriterium bin ich ja oben (S. 10) bei der Aufstellung einer Liste von Politiko-Ökonomen verfahren.

Ich stütze mich deshalb z. B. in der wichtigen Frage nach den Beziehungen zwischen Mathematik- und Musik-Begabung als hereditären Äquivalenten auf meine Lebenserfahrung und ich konstatiere daraus diese Beziehung.

Wenn ich nun in den Familien Meyerbeer, Boliày, Herschel, Grassmann, Bessel, Kronecker, Lalande u. a. diese Beziehungen wiederfinde[1]), in anderen Mathematiker- oder Musikerfamilien aber nicht, so lehne ich es ab, aus einer statistischen Diskussion des zufällig erreichbaren Materials zu einer Ablehnung der von mir während meines ganzen Lebens gefundenen Erfahrung zu schreiten. Es greift hier auch der sexuelle und der erotische Faktor ein, es entsteht auch die Frage: was repräsentiert in den manifesten Lebenserscheinungen eines Weibes, das eine mathematische Begabung ihres Vaters auf ihre Söhne, und durch ihre — nicht mathematischen — Töchter auf ihre Enkel vererbt, die Existenz der in ihr latenten Mathematik? Sicher oft die Liebe zu Musik, Rhythmus, Tanz und Symmetrie.

Es liegt auf der Hand, dass die vorhandenen biographischen Sammelwerke dafür nur selten und nur spärliches Material liefern.

[1]) Ich nenne von musikalisch — produktiv, reproduktiv, rezeptiv oder kritisch — begabten Mathematikern: Pythagoras, Demokrit, Chrysipp, die Eleaten, Plato, die Neuplatoniker, Galilei, Gassendi, Descartes, Spinoza, Leibniz, Newton, Hobbes, D'Alembert, Condorcet, Casanova, Chladni, Fechner, Helmholtz, Chwolson, Mach, Stumpf, Gautier-Villars.

Ich will nur darauf hinweisen, dass die grösste, uns in Europa bisher bekannte Vererbungszähigkeit sich beim musikalischen und beim mathematischen Talente gezeigt hat; ich nenne die Carnot, die Bernoulli und die Bach[1]), ich verweise bezüglich grosser Inzucht-Komplexe auf diesem Gebiete auf die Juden und die Zigeuner.

Schopenhauer (W. a. W. u. V., 1, S. 302—313) macht sich ein wenig lustig über das Wort von Leibniz: „Musica est exercitium arithmeticae occultum nescientis se numerare animi", und will den Satz „im Sinne seiner höheren Ansicht der Musik folgendermassen parodieren: Musica est exercitium methaphysices occultum nescientis se philosophari animi".

Nun, auch Schopenhauer hat recht, aber er wird Leibniz nicht ganz gerecht, denn er hat bei diesem eine Stelle übersehen (oder nicht zitiert), die lautet: „Selbst die sinnliche Lust lässt sich auf eine geistige, nur verworren erkannte Lust zurückführen. Die Musik ergötzt uns, obgleich ihre Schönheit in der Übereinstimmung von Zahlen und in einer Rechnung (soll heissen: Integrierung) von Schlägen und Erschütterungen der tönenden Körper, welche sich in gewissen Zwischenräumen wiederholen, besteht, deren wir uns nicht bewusst sind, obwohl die Seele die Rechnung dennoch macht." (Leibniz, „Sämtliche philosophische Schriften", herausgegeben von Erdmann, Berlin 1839—40, S. 749.) Ich erinnere auch an die Leibnizsche Theorie der Apperzeption als Bewusstseins-Funktion durch Integrierung kleiner, unbewusst gebliebener Perzeptionen („units of mind-stuff"), die unsere Empfindungen bilden, wie die präglazialen Staubpulverkörnchen die heutigen Löss-Ablagerungen gebildet haben.

Beim Hören von Musik — auch beim inneren Hören, dem Produzieren erlebter, oder neuer unerlebter musikalischer Vorstellungen (Komponieren) — handelt es sich um die Auffassung des Verhältnisses von Verhältnissen, d. h. um eine durchaus mathematische Nervenfunktion; um Auffassung von Reihen von Verhältnissen, ganz analog der Reihenauffassung des Mathematikers — und um ein ständiges Variieren der Verhältnis-Reihen, das eine Analogie zu den unaufhörlichen Schwankungen unserer emotiven Erlebnisse, wie vielen höchsten mathematischen Leistungen, bildet. Es bedarf also keiner weiteren Ausführung, dass das Musizieren ein Oberbau über einer unbewussten Differential- und Integralrechnung ist, und dass die Fluxionen-Lehre und die Funktions-Theorie uns nur entschleiert, was beim Musikhören — äusserem oder innerem — unbewusst von uns geleistet wird. Es handelt sich hier zugleich um Symbolisierungsfunktionen, analog denen, die

[1]) Ihre Stammbäume finden sich in den bekannten Schriften von Möbius.

einmal[1]) zur Entstehung der Sprache, d. h. zum Ausdruck von optischen, chemischen und taktilen Reizwirkungen durch Ton- und Schallproduktion geführt haben. Auch hier müssen sich einmal im „mindstuff" komplizierte unbewusste Prozesse abgespielt haben, die wir nicht wieder ausgraben können.

Im Gebiet der dem musikalischen und dem mathematischen Genius gemeinsamen Anlage verschwindet der für die Theorie der intellektuellen Veranlagung so wichtige Unterschied zwischen analytischer und synthetischer Begabung, auf den ich hier nicht eingehen kann.

Zu diesen mit Rücksicht auf den Raum knapp gehaltenen Erwägungen kommt nun der Nachweis des genealogischen Zusammenhangs zwischen mathematischer und musikalischer Begabung: ihre hereditäre Äquivalenz; sie vertreten einander, können aber auch nebeneinander da sein.

Schliesslich möchte ich noch darauf hinweisen, dass das ganze Kunstleben des 17. und 18. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Musik steht (während Malerei und Skulptur zur Supraporten-Dekoration und Porzellan-Figuristik herabsinken), wie die ganze Philosophie dieser Jahrhunderte unter der Herrschaft der Mathematik steht, bis Kant zeigt, worauf diese Herrschaft begründet ist, nämlich darauf, dass die mathematische Erkenntnis auf unseren aprioristischen Anschauungsformen von Zeit und Raum beruht, dass ihr desshalb eine Notwendigkeit und Allgemeinheit zukommt, die empirische Gesetze niemals haben können.

Ganz so steht die Musik jenseits der empirischen Welt, und zeigt uns nicht „vérités de fait", sondern „vérités de raison". So finden wir denn die beiden grössten geistigen Potenzen des 18. Jahrhunderts ihr innerstes Wesen musikalisch ausdrücken: Friedrich an seinem Flötenpult, Rousseau am Schreibpult, Noten zum „Devin de Village" kopierend, beide der Inspiration Bouchers, Vanloos, der Pompadour, den Rücken kehrend.

Bei der allgemeinen Behandlung des Problems der Begabungs-Vererbung stand naturgemäss die begabte Familie im Vordergrunde. Ich habe sie, wie mehrfach erwähnt, in den bescheidenen Regionen der lokalen und Sippen-Berühmtheiten aufgesucht, und auf den Höhen, wo die erfolgreichen und berühmten Leute, in den Akademien, wo die „Unsterblichen" thronen. Auf diesen Parnass führt ja ein bequemer Weg, den uns De Candolle, der Enkel A. P. de Candolles

[1]) Wohl auf Entwicklungsstufen, auf denen das Verhältnis zwischen bewusster und unbewusster psychischer Funktion ganz anders war, als in unseren Bedag-, Ila-, Ala- und Hapag-Tagen.

und Nachkomme zahlloser lokaler und universeller Zelebritäten, gebahnt hat[1]).

Leider sind, beim geringen Interesse der Lexikographen und Biographen für die Mütter und Töchter ihrer Zelebritäten, die Familien selten, bei denen man Gaben, die in väterlicher Aszendenz eines Begabten fehlen, in seiner mütterlichen Aszendenz feststellen kann. Bei den Fürsten und dem alten hohen Adel, namentlich den durch Briefadel nicht vermehrten, alten polnischen Magnatenhäusern ist das möglich. Hier ist es aber oft schwer, bei Taten und Werken von Bedeutung den eigentlichen Urheber des Produkts festzustellen. Die Handlanger fehlen da selten ganz.

Von fast 900 begabten Familien, die ich durch mehrere Generationen habe verfolgen können — Familien etwa von dem Schlage der Carnot, Berthelot, Humboldt, Wilmowski, Kleist, Coleridge, Balfour, Bülow, Bunsen, Bunge, Struve, Delbrück, Bezold, Ranke, Brentano, Grimm, Feuerbach, Liszt, Mommsen, Walraff usw. usw.[2]) — war es nicht immer möglich, für jede durch einen namhaften männlichen Vertreter ausgezeichnete Generation auch nur den Namen der Ehefrauen zu erfahren.

Auffallend war mir bei anderen Familien ein Reichtum der verschiedensten Begabungen, oft an demselben Individuum, oft zu zwei oder drei Talenten auf die einzelnen Mitglieder ausgeteilt, so dass ich eine ganze Monographie über sie im Pulte liegen habe, die aber zu keinen allgemeinen Resultaten führt, eben wegen des Mangels einer vollständigen Ahnentafel. Das gilt besonders für die Schauspieler-Familien.

Man findet reine Intellektuelle und reine Praktiker, deren Taten und Werke bewunderungswert sind, in derselben Generation einer Familie, und oft in derselben oder einer anderen Generation Mischbegabungen, mit Leistungen auf Zwischengebieten, wie die Erforschung des Wechselrechts, der Kolonialpolitik, der Gemeinde- oder Theater-Verwaltung, und selbst aus den Reihen der Nathusius tritt uns einmal ein genialer Biologe entgegen, wie aus dem Träumerkreise der Coleridge ein General-Staatsanwalt, oder aus einer Reihe ernster Richter ein Wilde oder Fielding. Kann man die Familien über viele Generationen verfolgen, so sieht man, wie die ausgeprägten Praktiker und die ausgeprägten Ideologen wieder gesondert hervortreten, die Mischbegabungen verschwinden. Mindestens habe ich nie beobachtet, dass ein zu grosser Wirksamkeit gelangter oder berühmt gewordener Fall von Mischbegabung einen h e r v o r r a g e n d e n Sohn von gemischter Begabung gehabt hätte.

---

[1]) „Histoire de la science et des savants", Genf 1881.

[2]) Anhang, S. 123f.

Nicht selten stösst man ja in grossen und lange Zeit sozial günstig gestellten Familien auf Träger und Trägerinnen von Frauenschönheit, Stimmbegabung, Grazie, athletischer Kraft und sportlicher Gewandheit.

Vom biologischen Standpunkte aus verdienen gewiss die grossen Sportsmen und die schönen Frauen ein ebenso grosses Interesse, wie die Vollblutpferde oder die Blumen des unsterblichen Abtes Mendel. Nur ein Ergebnis — manchmal erlebt und oft geschichtlich nachweisbar — will ich noch nennen: dass so oft das Kind eines manuell geschickten Bauern oder eines gewandten Handwerkers und einer poetischen, in der alten mythischen Tradition stehenden, gemütsreichen Mutter ein Maler oder ein Dichter wird [1]. Auch wenn die technischen Fähigkeiten nicht von Generation zu Generation potenziert worden sind.

Verdanken wir nicht dem geschickten Damenschneider Goethe und seiner Schwiegertochter, der märchen- und liebereichen Frau Aja den grössten deutschen Denker und Dichter, der auch einmal ein Maler war?

Im übrigen bin ich über Vermutungen und Fragestellungen, was die besondere Art der ideologischen Veranlagung angeht, und über die Einreihung der Techniker in das Zwischengebiet nicht hinausgekommen. Die unter dem Einfluss von R. Sommer, v. Kekule u. a. aufstrebende Familienforschung wird uns erst sichere Unterlagen geben.

Inzwischen werden die Ideologen gut tun, sich nicht mit Krämer- und Ausbeuter-Blut zu liieren, damit von dem, was vier Jahrhunderte an kostbarsten Besitz angehäuft haben, nicht alles in Halbbarbarei und Jagd nach Geld zerrieben wird.

Ich möchte schliesslich meine oben (S. 55) gegebene Charakteristik

[1] Anders Galton. Er findet („Hereditary Genius“ pp. 316 ff.) bei „der Prüfung der Kraft der männlichen und der weiblichen Linien zur Übertragung von Begabung“, dass sie bei 5 seiner Hauptgruppen — nämlich Richtern, Staatsmännern, Heerführern, Literaten und Naturforschern, auf 100 umgerechnet, 30 mal auf Seiten der weiblichen, 70 mal auf Seiten der männlichen Linie liegt.

Dagegen beträgt der prozentuale Anteil an der Übertragung der Begabung seitens der weiblichen Linie:

bei Theologen 73 %
bei Künstlern 15 % (einschliesslich der Musiker)
bei Dichtern nur 6 %.

Nun ist dazu allerdings zu bemerken, dass Galton nur 16 Musiker-Familien als eminent begabt anerkennt, und dass die Dichter, deren Familien er untersucht hat, sind: Äschylus, Aristophanes, — Byron, Chaucer, Coleridge, Cowper, Dibdin, Dryden, Hook, Milman, Milton, Praed, Wordsworth, — Chenier, Corneille, Racine, — Ariosto, Tasso, — Goethe, Heine, — Lope de Vega.

des Praktikers dahin ergänzen, dass für ihn *Menschen* und *Sachen*, und eventuell Alles und das All, nur Mittel zum Zwecke sind; dass er Alles und das All nur vom Gesichtspunkte des Zweckdienlichen aus *wertet* und *verwendet*, wie blosse Rechenpfennige; um eventuell Alles geniessend zu verschlingen, so dass die Welt so recht eigentlich seine Auster ist, die er gern mit dem Schwerte — dem eigenen oder dem des Staates, eventuell der Justiz (Pfändung!) — öffnet.

VI. Künstler und Publikum.

> „Mephisto:
> So sagt mir doch, verfluchte Puppen!
> Was quirlt ihr in dem Brei herum?
>
> Die Meerkatzen:
> Wir kochen breite Bettelsuppen.
>
> Mephisto:
> Da habt ihr ein gross Publikum."
>
> Faust, Ausg. v. 1825, S. 92.

Man könnte die beiden letzten Verse auch umkehren, und für die herrlichen Zeiten, denen Berlin, Brandenburg und andere Provinzen der deutschen Kunst in den letzten Dekaden entgegengeführt worden sind, den Satz aufstellen: „Wollt ihr ein grosses Publikum, so kocht nur breite Bettelsuppen". Die zur Zahlung grosser Entrées fähigen Publikumsmassen, die sich an den Plattheiten einer Symphonia domestica und an den mühsam zusammengequälten, wassersuppenartig verdünnten Kantharidenpräparaten, die unter dem Namen „Elektra" gehen, delektieren, kommen ja gegenwärtig ebenso auf ihre Rechnung, wie die auf kleinere Preise zugeschnittenen Publika, die an der Dollarprinzessin, dem Walzertraum und anderen geschmacklosen und provozierend aufgeputzten Erektions-Operetten der Lehar und Fall, dem „Rosen-Kavalier" u. dgl. ihre Freude haben.

Zweifellos findet derartige Ware immer Nachfrage, und die Theater-Unternehmer, die ihr Kapital verzinsen, ihre Pacht und ihre Gagen bezahlen wollen und müssen, sie müssen eben auch, wie die wirtschaftlichen Existenzbedingungen der Theater und Konzert-Säle in den grossen Städten einmal sind, das grosse Publikum durch Schund anlocken. Sie müssen Sensation machen. Nur schade, dass die Entwickelung der Geschmacksrichtung des Grossstadtpublikums dahin geführt hat, dass von den vielen Elementen, die imstande sind, Sensation zu machen, nur noch die Mischung von verlogener Sentimentalität und Lüsternheitbedürfnis wirkt, die Fall, Lehar und Genossen endlos zu produzieren vermögen. Die Popularität des Freischütz hatte ihre Wurzel gewiss nicht nur in den musikalischen Meriten der Komposition, sondern auch in dem mythischen Inhalt, wie er ja auch bei Lortzing, bei Spohr und bei vielen anderen grossen Opernkomponisten und ganz besonders bei Wagner hervortritt; nicht nur der mythische Gehalt der Nibelungen,

die mythischen Requisiten des Lohengrin, des Tannhäuser, des Parsival haben Sensation gemacht, sondern die mythische — andere nennen es die romantische — Gesamtstimmung seiner Werke machten Sensation, d. h. sie erregten eine starke Empfindung bei einem für die mythische Stimmung noch empfänglichen Publikum. Es sei nur mit einem Worte auf die dominierende Stellung des Mythus im Geistesleben der Griechen, bis auf die Alexandrinische Epoche, hingewiesen. Aber unseren grossstädtischen entwurzelten Massen ist ja jede Fühlung mit dem Mythus und damit jede Empfänglichkeit für die Mittel einer edleren Sensationsmache verloren gegangen, seitdem sie in der Kindheit ohne rechte Mütter und Grossmütter, ohne Kinderstube, ohne Märchen, ohne Einführung in die heimische Tier- und Pflanzenwelt, in das Kommen und Gehen der Jahreszeiten und der Gestirne aufwachsen. Es gibt kein künstlerisch empfängliches grosses Publikum mehr, für das der Komponist und der Librettist arbeiten könnte; denn es gibt in der Gesellschaft fast keine Kindheit, keine Kinder, keine Mütter mehr; und es gibt wohl auch keine Elite mehr, die, wie die kleine Gemeinde Rousseaus, an ein Zurückkehren zur Natur glaubte (ausser bei Lahmann).

Die Welt hat in den Novembertagen des Jahres 1910, in denen ich mir das moderne Publikum in Köln wieder einmal näher angesehen habe — unter den vielen reichen Bewohnern dieser „blühenden Kulturzentrale“ und der nahen gewaltig reichen Industriezentren hatten sich noch keine zweihundert gefunden, die von der Existenz eines Karl Hauptmann Kenntnis zu nehmen ein Bedürfnis fühlten —, drei Künstler verloren, die seit langer Zeit ein grosses Publikum besassen: Liow Tolstoj, Wilhelm Raabe und Ludwig Knaus. Es ist gewiss, dass Raabe und Knaus (wie der nun säkuläre Fritz Reuter) ihr Publikum zum Teil einem wohlfeilen Spassmachertalent verdankten und dass ihre ernsten Qualitäten allein, so achtbar sie auch waren, ein so grosses Publikum, so viele Käufer und Leser ihrer Bücher, so viele Freunde ihrer gemalten, photographierten oder gestochenen Bilder nicht würden angezogen haben. Aber es ist dem Künstler erlaubt, der menschlichen Schwäche solche Zugeständnisse zu machen, wenn er das Publikum, bunt und stumpf wie es ist, damit heranzieht und leise, unmerklich gewinnt für die Ewigkeitswerte, die in seinen Werken leben. Aber dass so Viele heute nur breite Bettelsuppen kochen und von ihrem Absatze reich werden, das sollte eine ästhetische Polizei verhindern. Wo wird die zu finden sein? Wohl kaum in den grossen Presse-Konzernen, die ja doch vor allem die Aufgeber häufiger und zeilenreicher Inserate poussieren werden; dazu hat solch Konzern doch schliesslich seinen Kunst- und Theater-Referenten. Wozu denn sonst?

Was soll nun ein junger Künstler tun, der sich ein Publikum

wünscht und der zunächst auf die Kunstausstellungen angewiesen ist? Nun, er kann sein Glück versuchen, und wenn es ihm ein paar Ausstellungen nacheinander nicht gelungen ist, angenommen zu werden oder für sein Bild einen Platz zu bekommen, wo es ein Käufer entdeckt, so kann er entweder etwas anderes werden als Künstler, oder er kann beschliessen: jetzt will ich „épater le bourgeois"; sobald er das letztere beschlossen hat, ist er aber gleich wieder von einem anderen Publikum abhängig, den Kunstsnobs, die ihr Bourgeoistum ängstlich zu maskieren bestrebt sind, und muss es versuchen, direkt oder durch einen Vermittler — sei es nun eine mehr oder weniger übergeschnappte Mäzenatin oder eine einflussreiche Cocotte — oder durch einen Journalisten, dessen Interesse er durch andere als Kunstmittel zu gewinnen suchen muss, den Snobs aufzufallen; hier wird er nun bald merken, dass die Kunst-Moden zwar nicht ganz so schnell wechseln wie die Damenhut-Moden — denn noch ist die Mode in der Malerei nicht ausschliesslich abhängig von dem Gewinnbestreben des im Kunsthandel investierten Kapitals —, aber er wird doch bald merken, dass er entweder übermenschliche Anstrengungen machen muss, um selbst neue Moden — pingendi modos — zu erfinden, damit man immer von neuem épatiert sei, oder dass er nach Paris gehen muss, wo man aber auch sehr gut aufpassen muss, um zu sehen, woher der Wind weht, welcher Artikel die nächste Saison beherrschen wird, ob der Stil von Tahiti oder ein javanisch-eskimo-artiger Dekorationsstil oder die couleurs audibles oder was sonst. Künstlers Erdenwallen ist also schwerer geworden, als seitdem Goethe und Adolf Menzel es so wehmütig-lustig karrikiert haben, und wer irgend einmal in den letzten Jahren das Verhalten der einflussreichen Kritiker und modernen Sammler beobachtet hat, sieht die Zeit mit Riesenschritten herankommen, wo der Künstler in seinem Musterkoffer mindestens zweimal im Jahre eine Kollektion von Novitäten in den verschiedensten neuen Stilen bei den Kunsthändlern herumführen oder herumführen lassen wird; sein Kontrakt mit diesen für die moderne Kunst so nützlichen Kaufherren wird ihm wahrscheinlich den Besuch der Kundschaft, also der Mäzene, Fürsten, Regierungspräsidenten, Geh. Regierungs- und Oberbauräte, verbieten; wenn die eigene Phantasie in Erfindung neuer Manieren versagt — schliesslich hat doch Millet nur drei und Raphael nur vier Manieren nacheinander entwickelt — dürften wir zahlreiche Rückgriffe über van Gogh, Gauguin und Caro-Delvaille hinaus auf die Stile von Mykenä oder Altamira oder Combarelles (die Museen der Malerei und Skulptur der vorletzten Eiszeit [1]) erleben.

[1]) Der moderne Kolorismus, der noch sehr entwickelungsfähig ist, wird diese Entwickelung fördern. Es sei mir gestattet, hier (nach W. Sombart) eine Autorität anzuführen: „Je mehr die Farbenskala an Umfang gewinnt, um so interessanter

Die Beziehungen der Kunst zum Publikum — ich verzichte darauf, das auch noch am modernen Roman[1]), am bezahlten populären Vortrag und anderen Kunstprodukten zu illustrieren — laufen also auf eine Anpassung an den Geschmack der Masse unter dem Drucke des geschäftsmässigen Vermittlers und auf eine Jagd nach Neuheiten im Stil und in den Kunstmitteln hinaus; die Fühlung mit einer bestimmten Kundschaft von durchgebildetem, konstantem Geschmack, die Männern wie Fragonard[2]), Greuze, Watteau, Boucher, Vanloo, Pater, Gainsborough, Lawrence, Graff, v. Kügelgen, David, Mengs und Tischbein ihren Absatz und ihre Existenz sicherten, besteht nicht mehr. Auf sicheren Absatz können in der bildenden Kunst wohl nur noch diejenigen rechnen, die alte Meister geschickt für den amerikanischen Markt fälschen.

Ich brauche kaum ein Wort zu verlieren über die Beziehungen des ausführenden Musikers — vom Dirigenten abgesehen — zum Publikum. Die steigende Zahl der neu auftauchenden brillanten Virtuosen auf dem Klavier und der Geige, die furchtbare Schnelligkeit, mit der sie verbraucht werden, das tiefe Dunkel, in das sie verschwinden, reden eine nur zu deutliche Sprache. Nur die niedrigsten Elemente der Anlage für Musik, zumal der Besitz von ein paar schönen Tönen an der Grenze des von der Natur dem Manne gewährten Stimmumfangs, gewähren, solange diese gebrechlichen Gaben dauern, Ruhm und Brot; ich nenne nur die Namen Caruso und Slezak. Die Technik, mit der heute begabte Menschen zum virtuosen Missbrauche des Klaviers oder eines Streichinstruments geschult werden, hat unter dem Druck der Gewinnbestrebungen der Konzertunternehmer, Musikalienhändler, Konservatoriums-Dirigenten eine solche Vollendung erreicht, dass sie an die weitgehende Spezialisierung der Tricks der Variété-Gymnastiker grenzt, ja sie vielfach überbietet; dass auch recht viele hervorragende Orchesterdirigenten ihre dauernden Erfolge beim Publikum zum Teil

dürfte sich das Geschäft gestalten, weil unter diesen Bedingungen häufiger ein radikaler Genrewechsel vor sich gehen kann, den die früheren Verhältnisse verboten".

Dieses Zitat bezieht sich auf ein Modegebiet, das früher — im XVIII. Jahrhundert in Frankreich und lange Zeit hindurch in Japan — eine engste Berührung mit der grossen Kunst gehabt hat, auf die Weberei gemusterter Seidenstoffe („Der Konfektionär", zit. bei Sombart, „Der moderne Kapitalismus", II, 342).

[1]) Was die Belletristik angeht, verweise ich auf die treffenden und amüsanten Darlegungen von George Moore, „Confessions of a young man", p. 171—188 (Leipzig, Tauchnitz 1905).

[2]) König Friedrich II. von Preussen gehörte bekanntlich zu den besten Kunden der grossen französischen Maler. Siehe das lehrreiche Verzeichnis von Paul Seidel, Berlin, Giesecke & Devrient, 1900. In seiner Sammlung war Lancret mit 26, Pater mit 37, Watteau mit 13 Werken vertreten; von den grossen Bildhauern jener Zeit Adam mit 11, Houdon mit 7, J. P. A. Tassaert mit 16. Auch Pigalle fehlte nicht.

gewissen clownartige Eigenheiten ihrer äusserlichen Dirigentenmanieren, andere einer hochentwickelten Kunst des Strebens und des gesellschaftlichen Erfolgs und schliesslich zahllose männliche und weibliche Virtuosen ihre mehr dauernde Position im Kunstleben grosser Städte ihrer hohen Begabung zu erotischen Künsten verdanken, bedarf für den nicht ganz mit Blindheit geschlagenen Kenner grossstädtischer Verhältnisse auch keiner weiteren Darlegung. Man muss einmal den Schwarm angejahrter Mänaden gesehen haben, der den löwenmähnigen Anton Rubinstein zu umringen pflegte, wenn er in Berlin nach erledigtem Programm aus dem Konzertsaal ins Vestibül trat. Hier schweigt des Sängers Höflichkeit.

Haben denn nun diese Betrachtungen und Tatsachen ein Interesse für unser Thema? Es könnte ja scheinen, als spräche sich in meinen Ausführungen eine einseitige Überschätzung der wirtschaftlichen Erfolge des Künstlers aus, während man doch an dieser Stelle psychologische Beobachtungen und Untersuchungen erwartet. Nun gehe ich allerdings von der — an anderer Stelle zu beweisenden — Voraussetzung aus, dass die Kunst eine soziale Erscheinung ist, dass ihr eine Wechselwirkung zwischen Produzierendem einerseits und Geniessenden andererseits historisch und psychologisch zugrunde liegt; ja dass diese Wechselwirkung als eine Kooperation recht eigentlich anzusehen ist, bei der es freilich oft nicht an Entfremdung zwischen beiden Teilen und auch nicht an Momenten gefehlt hat, die den Künstler ganz isolieren; dann ergibt sich ein ergreifendes Bild: Byron in Venedig festgebannt, von Spleen und Heimweh verzehrt, während man in London und in den Hallen des Adels seinen Don Juan verschlingt; Wagner in Paris, unbekannt, verachtet, vergessen, mehr als halb verhungert; Beethoven in tiefer Einsamkeit an der Neunten Symphonie komponierend, als zwei Jahre lang nicht eines seiner Orchesterwerke in Wien öffentlich aufgeführt war; Schubert ohne ein Wort der Klage — er hatte anderes als Worte für seine Leiden — dem Tode entgegensehend, ehe er die Aufführung seiner Symphonie erlebt hatte, als noch nicht eines von je sechs seiner Lieder einen Verleger gefunden hatte[1]; Anselm Feuerbach, der 1862 eben das erste seiner grossen Bilder, die Iphigenie, gemalt hat, das unverkäuflich bleibt wie elf frühere, und der einen bekannten Bankier, der das Bild entzückt lobt, um ein kleines Darlehen angeht und abgewiesen wird; Gottfried Keller, der, Kopf und Herz voll von den entzückendsten Bildern des Grünen Heinrich, die anmuten, wie ein Blick auf die Insel der Seeligen, in Berlin fünf

[1]) Ich erinnere an die ergreifenden Töne in der Begleitung zu seinem Liede vom Leyermann:

„Unglückseliger Alter, willst Du mit mir gehen,
Willst zu meinen Liedern Deine Leier drehen?“

Hungerjahre verlebt —, diese Liste kann endlos verlängert werden, und gerade die Namen der Grössten wären darauf zu finden.

Nicht alle können wie Kepler sagen: „Es ist gleichgültig, ob meine Bücher von meinen Zeitgenossen oder von der Nachwelt gelesen werden; sie können ruhig ein Säkulum auf Leser warten, da doch Gott 6000 Jahre gewartet hat, ehe er einen Beobachter, wie ich es bin, geschickt hat."

So kann ein Forscher, vor allem ein Naturforscher, sich ausdrücken, zumal einer, dessen Gegenstand so lange Dauer besitzt wie unser Sonnensystem; aber der Künstler lebt in Gefühlen, die Gefühle hat seine Zeit — wohl auch die Natur — in ihm geweckt; wenn ihn seine Zeit gar nicht würdigt, so muss ihn der Zweifel befallen, ob er jemals auf andere wirken wird, auch wenn er glaubt, was der Naturforscher, der von heute wenigstens, nicht glauben kann, dass die menschliche Natur in ihren elementaren Empfindungen, Gefühlen und Bestrebungen sich nie wesentlich ändern wird.

Wie die Kunst des Parlamentsredners ganz auf den Augenblick, die des Schauspielers mindestens auf die Jahre seiner Vollkraft und -blüte gerichtet ist, so braucht jeder Künstler[1]), auch wenn er hofft, einmal durch Äonen zu wirken, als Garantie für seine dauernde Wirkung das Erlebnis der Gegenwärtigen, des Publikums; aber das ist keineswegs alles; ich wiederhole, dass die Kunst ihrer Entstehung wie ihrem Wirken nach in jedem Augenblicke ihrer Entfaltung eine soziale Erscheinung ist. Die Einsamkeit eines Archimedes belebt den forschenden Geist, die eines Wagner oder Feuerbach trägt für die Seele des Künstlers den Todeskeim oder doch das Gift der Entartung in sich.

Grillparzer, der vom Publikum nicht gerade verwöhnt worden ist, hat sich einmal gerächt, und in sein Tagebuch an eine bestimmte Adresse geschrieben:

> Das Publikum, mein Freund, ist dumm;
> Doch nimm die Sache nicht gleich krumm, denn —
> Einer ist kein Publikum!

Darin drückt sich gewiss nicht das ideale Verhältnis zwischen Künstler und Publikum aus. Der Forscher — ich nehme hier ein Hauptergebnis dieser Studien voraus — ist gross, wenn er ein vollkommen objektives Weltbild zu geben vermag; der Künstler ist es, wenn er ein Bild der Welt gibt, das die allergrösste Subjektivität

[1]) Goethe sagt:

> „Was wir hatten, wo ist's hin,
> Und was ist's denn, was wir haben?
> Nun, wir sprechen; rasch im Fliehen
> Haschen wir des Lebens Gaben".

zeigt[1]). Aber sein Weltbild soll noch eine Eigenschaft haben, die die Forschung verschmähen muss: es soll rhythmisch sein, so voll Rhythmus, dass die ganze Welt — denn der grosse Künstler kann ein kleineres Publikum als die ganze Welt nicht brauchen, nicht nur die ganze Welt von heute, sondern auch die in alle Ewigkeit — sich leise nach diesem Rhythmus zu bewegen anfängt, wie sie sich ja schon nach mancherlei anderen, ineinander verschlungenen Rhythmen dreht oder in ihnen schwingt: Gravitation, Jahreszeiten, Wirtschaft, Staat, Religion. So ist das zutreffende Bild für das Verhältnis zwischen Künstler und Publikum das des Geigers, der improvisierend seinen Bogen führt, bis alles stürzend gerannt kommt und bis sich schliesslich alle im gleichen Takte wiegen, Alte und Junge, Gelehrte und Unwissende, Kluge und Törichte:

Doch allen wird so liebebang
Bei Zaubersaiten und Gesang.

Böcklin hat einmal zu jemandem, dem seine Meerweiber nicht geleckt genug waren, gesagt: „Ich sehe gar nicht ein, warum ich hübsche Weiber malen muss; ich male ja nicht aus Höflichkeit oder damit es jedem geilen Kerl gefällt.“ Böcklin wollte, ja er konnte nicht auf gewisse Ansprüche der Zeit und des Publikums eingehen und er wollte nicht Dinge tun, die gegen seine künstlerischen Intentionen waren, um der Menge zugänglich zu werden. Unbewusst hat er sich aber auch einer Tradition und einer starken Tendenz seiner Zeit gefügt.

Nun müssen wir bedenken, dass Phidias und Sophokles auch nicht für die Sklaven und Metöken in Attika und auch nicht für die phönizischen oder palästinensischen Händler, die im Piräus hausten, tätig waren, sondern für ihr ästhetisch hoch gezüchtetes Volk, das die Tempel der heimischen Götter und die Festaufführungen zu Ehren des Weingottes besuchen durfte. Ein Publikum, wie es die Griechen in ihrer Blütezeit abgaben, gibt es heute nicht mehr; und eine Fülle von Mäzenen, wie sie die römischen Kardinäle, der venezianische und genuesische Kaufmannsadel, die Fürstenhöfe der vielen italienischen Kleinstaaten bildeten, hat es auch nie wieder gegeben. Krupp, Stinnes, Thyssen, Hoesch und Guilleaume sind gewiss zusammen reicher als die Medici oder die Rovere, aber sie bilden keine tonangebende Klasse. Wem sollten sie auch den Ton angeben? Goethe hat gewiss das Glück gehabt, unter den letzten Strahlen der Renaissance, die, von Versailles reflektiert, Potsdam,

[1]) In diesem Sinne hat ein französischer Literat ein Landschaftsbild als einen Seelenzustand bezeichnet. Der Maler will ja nicht die Landschaft farben- und umrissgetreu auf eine Fläche projizieren, sondern den Eindruck wiedergeben, mit seinem Kunstmittel, den sein Inneres von einem Stück Natur empfangen hat.

Mannheim und Weimar erhellten, wirken zu können; er hat für die Mehrzahl seiner kleinen Gelegenheitsdichtungen und Maskenzüge den Hof, den ab und zu gar eine Wiener oder Petersburger Grösse mit besonderem Glanze schmückte, als Publikum gehabt, darüber hinaus aber hat er sich wohl keine Illusionen über das Publikum des 18. Jahrhunderts gemacht; ich erinnere nur an die beständigen Weigerungen oder Ausflüchte, die er den Bitten seiner Freunde, auch der hochgestellten, nach Berlin zu kommen, entgegenstellte; und wo er sich einmal eine Äusserung über das Publikum gönnte, da heisst es:

„Was träumet ihr auf eurer Dichter-Höhe?
Was macht ein volles Haus euch froh?
Beseht die Gönner in der Nähe!
Halb sind sie kalt, halb sind sie roh."

Oder:

„Mein Lied ertönt der unbekannten Menge,
Ihr Beifall selbst macht meinem Herzen bang."

Volkskunst, d. h. primitive Feste mit uraltem Zeremoniell, und primitive Monumente, die eine uralte Dekorations-Technik schmückt, finden wir noch bei den Karpathen- und Balkan-Slawen, in Island und bei den Naturvölkern, in Resten wohl noch bei germanisierten oder romanisierten Rhätiern einiger Hochalpentäler; aber im übrigen Europa ist die Volkskunst tot.

Was Künstler und Publikum in fruchtbare Wechselwirkung bringt, ist eine ihnen gemeinsame Kultur, zu der die kontinuierliche Tradition eines sich fortentwickelnden Geschmacks gehört.

Geschmacklosigkeit ist nicht nur eine der störendsten unter den häufigeren Erscheinungen beim Publikum, bei der Reklame und bei der Kritik, sondern auch bei vielen Dilettanten, Sammlern, Kennern, Liebhabern, Galleriedirektoren und Fürsten und auch bei Künstlern. Goethe war ein Mann des feinsten Geschmacks, ebenso Raphael, aber alle Künstler, die sich stark zur Grösse hingezogen fühlten, sind gelegentlich in Geschmacklosigkeiten verfallen. Der Geschmack ist in allen Künsten und in allen Wissenschaften möglich, und Geschmacklosigkeiten sind überall wirklich geworden; das Barocke, das Groteske, das Pathetische, das Komische, das Eifernde sind dem Verfallen in Geschmacklosigkeiten am meisten ausgesetzt. Alle Feinheit in der Kenntnis der griechischen Kultur hat einen Nietzsche nicht abgehalten, ein Buch „Also sprach Zarathustra" zu nennen. Und er hat auf diese eine Geschmacklosigkeit die andere gesetzt, zu sagen, er habe den Deutschen das tiefste Buch gegeben. Ça se fait, mais ça ne se dit pas!

Die Arten der Geschmacklosigkeit sind zahllos, es gibt immer neue; fast alle sind in der Reklame vertreten, die bekanntlich nicht von gestern ist. Es liegt sehr nahe, die Künstler und die Kunstwerke

in die geschmacklosen und die geschmackvollen zu teilen, und wenn zugestanden werden kann, dass auch ein grosses Kunstwerk geschmacklos sein kann — etwa Rembrandts Simson im Kampf mit den ihn fesselnden Philistern, oder Dürers „Ritter, Tod und Teufel" —, so kann man auch wohl zugeben, dass es grosse, aber geschmacklose Künstler gegeben hat und gibt.

Ich habe mir eine solche Liste aufgestellt — der Gedanke dazu kam mir auf der Pariser Zentennarausstellung der französischen Malerei — und ich bin dabei rein statistisch zu dem Resultat gekommen, dass der Geschmack ein Kulturprodukt ist, freilich nicht bloss und immer ein anerzogenes, sondern oft, ja in der Mehrzahl der Fälle, ein angezüchtetes. Nichts begünstigt so die Häufigkeit des Geschmacks beim Produzenten, wie eine durch viele Generationen gehende höhere Handwerkertätigkeit seiner Vorfahren, nichts so den beim Publikum, wie eine lange aristokratische Kultur. Ich verweise auf den im österreichischen Kaiserhause heimischen Geschmack, der in Marie Antoinette gipfelte[1]), aber lange noch nicht herabgekommen ist, und zum Vergleich damit, auf die Puppen-Allee im Berliner Tiergarten und andere Marmorhaufen vor den Toren Berlins, von denen einer die edle Einfachheit und stille Grösse des Brandenburger Tores vollkommen um ihre Wirkung bringt, radikaler, als das Napoleon nach Jena fertigbringen konnte. Diesem Geschmacke gegenüber haben die Traditionen von Sanssouci versagt.

Ich verweise besonders auf den durchgehend hohen Geschmack der hohen polnischen Aristokratie, die Kenner hervorgebracht hat wie König Stanislaw in Nancy, Jablonowski, Radziwill, Ogiński, Raczyński, Tyszkiewicz, Lanckoroński, Potocki, und auf den hohen Geschmack der polnischen und tschechischen Komponisten — ich nenne nur Chopin und Smetana — gegenüber dem barbarischen dekorativen Geschmack vieler russischer Magnaten, dem Kunsthasse Liow Tolstojs, der argen Geschmacklosigkeit russischer Komponisten wie Rimsky-Korssakow und Glasunow, die dabei keineswegs ohne originelle Erfindung und Grösse der Gestaltung sind.

Pompeji musste gefunden werden, um uns zu zeigen, dass bis in die verbauerten Kolonien und bis in seine tiefe moralische Decadence hinein die Griechen den ihnen im Blute liegenden Geschmack nicht verloren haben.

Welche Blutmischungen schliesslich wirksam waren, um einen genialen Kretenser von so phänomenaler Geschmacklosigkeit hervorzubringen wie den „Greco", darüber wird uns die künftige Rassen-

[1]) Man nennt den Stil, in dem sich dieser Geschmack manifestiert „Louis Seize".

forschung wohl einiges sagen, heute ist es unmöglich; aber man denkt an den Halbasiaten Toroop.

Es dürfte aus der Literatur, die sich allmählich über Nordamerika gebildet hat, wohl ziemlich allgemein bekannt sein, dass die Besiedelung dieser Länder durch eine bestimmte Art der Auslese geschehen ist, die — unbewusst — so verfuhr, dass die Knoten nach Amerika gegangen, die Nichtknoten — ausser wenn ihre Schulden sie übers Wasser trieben, um am anderen Ufer bald zu verkümmern — in Europa geblieben sind. So gibt es denn kein Land und keine Zeit, wo man die Phänomenologie der Geschmacklosigkeit im Kleinsten wie im Grössten so bequem studieren kann, wie in Nordamerika. Es mag wohl noch in einzelnen virginischen Landsitzen, die von englischen Gentlemen im 17. und 18. Jahrhundert in Besitz genommen worden sind, Männer und Frauen von einigem Geschmack geben; indessen haben die meisten Familien dieses Ursprungs, nachdem man sie durch die Sklavenemanzipation wirtschaftlich ruiniert hat, entweder ihre Güter verlassen oder Töchter von Yankees heiraten müssen, um sich mit der Mitgift über Wasser zu halten; die Kinder aus diesen Ehen sind heute meist noch nicht 40 Jahre alt und die Quellen über die Ergebnisse dieser Rassenmischung sind mir nicht zugänglich [1]).

Wir werden ein Urteil darüber, ob ein Künstler oder ein Kenner Geschmack hat, nicht lediglich aus ihren Werken resp. aus ihren Sammlungen schöpfen, sondern, vorausgesetzt, dass ihnen die Geldmittel zur Verfügung stehen, um ihren Geschmack zu befriedigen, aus ihrer ganzen Lebensführung, der Einrichtung ihrer Häuslichkeit, den Kunstgenüssen, die sie ausserhalb ihrer eigentlichen Kunstsinnsgebiete suchen; wir finden da ganze Rassen und Klassen durch Geschmack ausgezeichnet, so das ganze japanische Volk, die Samoaner, die Perser, den baltischen, polnischen und österreichischen Uradel; manche alte, über die Revolution von 1789 ohne Zerstörung hinübergelangte französische wohlhabende Bürgerfamilien, wie die Carnot, die Flaubert in Rouen, in neuerer Zeit die Charcot. Was die Geschmacklosigkeit bedeutender Künstler angeht, so brauche ich nur an die Umgebung zu erinnern, in der Felix Mendelssohn, Richard Wagner, Hans Makart und Friedrich Hebbel zu leben gewohnt waren, wie andererseits die gemütliche Geschmacksfeinheit und -einfachheit von Ludwig Richter und Theodor Fontane sich tausendfach in ihren Briefen äussert; ein Genie des Geschmacks war William Morris in seinem häuslichen Leben, während alles Protzentum, auch wo es wirklichen Kunstsinn oder gar Kunstleistungen für sich hat, Geschmack ausschliesst. Von den alten

[1]) Der originelle Whitman, in dem die Urpoesie der paläolithischen Zeit wieder aufzuleben scheint, treibt die Geschmacklosigkeit seiner zweifellos kraftvollen Deklamationen bis zur absoluten Formlosigkeit.

Handwerkerfamilien scheinen es besonders die Goldschmiede gewesen zu sein, in deren Geschlechtern sich von einer Generation zur anderen der Geschmack verfeinert hat; ich will nur ein Beispiel von vielen nennen: Albrecht Dürer, dessen Hieronymus im Gehäuse in der Darstellung eines Wohnzimmers an Feinheit des Geschmacks beinahe heranreicht an eines der Zimmer, in dem die reine Luft und die sauberen Tische und Bänke Rogiers van der Weyden oder des bewundernswert einfachen, genial geschmackvollen Pieter de Hooghes uns einladend ansprechen.

Ich betrachte den guten Geschmack als eine der wichtigsten Seiten künstlerischer Begabung, bemerke aber, dass er durchaus ein sekundäres Merkmal, ein Kultur- und Züchtungsprodukt ist und bei höchster Begabung fehlen kann, ja, dass er in den Produkten des Künstlers vertreten sein und in seinem Leben schmerzlich vermisst werden kann, wie bei Anselm Feuerbach. Das Ideal des Geschmacks hat Winckelmann bei den Griechen richtig erkannt und trefflich bezeichnet als eine edle Einfalt und eine stille Grösse, sowohl in der Stellung als im Ausdruck („Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke", 1755. S. 225).

Es ist ja ausserordentlich interessant und reizvoll, die barbarischen, aber oft schon geschmackvollen Anfänge der Kunst von einer späteren geschmackvollen und einer geschmacklosen Kunst zu unterscheiden, und die Unterscheidung ist viel leichter und viel sicherer zu treffen, als die zwischen genialen und talentvollen Künstlern, über die ich mir nun seit 20 Jahren vergeblich den Kopf zerbreche und über die ich viel, aber gar nichts Brauchbares geschrieben gefunden habe[1]).

Ebenso anziehend ist es, die barbarischen Anfänge der Kunst, in denen sich oft so viel Genie und immer so furchtbar wenig Geschmack zeigt, aufzusuchen, und nun, von der älteren Steinzeit an bis auf Gallé und Morris, die Erziehung des wilden Dämons primitiver Kunst zum sanften, gelehrigen Genius, der bei aller Bändigung nichts an Originalität zu verlieren braucht, zu verfolgen. Wenn dann bei einem talentreichen und geschmackvollen Volke, wie den Franzosen, wieder die groben Bauernburschen à la Courbet oder die verbummelten Absinthtrinker à la Verlaine zwar mit Genie, aber mit degenerativer Unfähigkeit, etwas zu lernen von tausendjährigen Techniken und Traditionen, von neuem lallen und schmieren, wie die Höhlenbewohner im Vezère-Tal, so müsste das ganze Volk degeneriert sein, wenn es diese Barbaren nicht endlich zurückweist. Die moderne Kunst würde ja auch ihre sonderbare Entwickelung über Naturalismus, Impressionismus und Divisionismus bis zum gelegentlichen Idiotismus nicht gemacht haben, wenn nicht, kraft der Zauberwirkung der kurzen

[1]) Möbius sieht verständigerweise im Genie einen hohen Grad von Talent.

Elle und des Surrogats, aus dem schmutzigen Ghetto und den übelriechenden Hinterzimmern der Kramläden seit 60 Jahren eine Schar von Geschäftstalenten hervor- und emporgekommen wäre, die, ohne alle häusliche Tradition des Kunstgenusses, ohne alle Möglichkeit eines ererbten Geschmacks, eines in der Kinderstube eingesogenen Unterscheidungsvermögens, nun einfach auf das hereinfiele, was schlaue Händler ihnen als letzte Novität anpriesen.

So unendlich hoch die Bedeutung des Judentums für die Entwickelung der literarischen und wissenschaftlichen Talente und Bestrebungen der neueren Zeit anzuschlagen ist, so verwüstend hat sein Einfluss — oder doch der seiner neuerdings rapide emporgekommenen Schichten — auf die alten Kunsttraditionen gewirkt, die ohne Geschmack nun einmal nicht fortbestehen können. Man sehe sich den Kleiderluxus der reichen Jüdinnen an, die das widerwärtigste und scheusslichste auf ihren Körper zur Schau stellen — Dutzende von Pelztieren z. B. —, wenn es nur Mode ist, und frage sich, ob in einer Zeit, deren Gesamtkultur in so hohem Masse von diesen Schichten beeinflusst wird, der Geschmack in den bildenden Künsten weiterleben k a n n.

Ich wiederhole aber, dass die Entstehungsbedingungen des produktiven Geschmacks im Handwerk gegeben sind, und da das Handwerk nur noch in dem Untergange entgegeneilenden Resten besteht, so kann die Zukunft der Kunst nichts anderes sein, als phantastische Barbarei der aus dem Proletariat kommenden Produzenten, getragen vom Snobbismus der emporgekommenen Abnehmer der Kapitalistenklasse.

Gegen diese Auffassung spricht es natürlich nicht, dass die von gestern oder vorgestern reichen Amerikaner auf dem Pariser oder Londoner Kunstmarkte auch Tizians, Corots, Millets und Cézannes, eventuell auch einmal einen Knaus mit Summen von etwa 100 000 Dollar aufkaufen lassen; diese Leute würden, wenn es Mode würde, auch die widerwärtigsten Sudeleien irgend einer Decadence, sagen wir der von Knossos oder Karthago, zusammenkaufen; das rangiert bei ihnen alles nicht anders als die Hüte ihrer Frauen und Kokotten, ihrer kostspieligsten Mittel zum Prahlen.

Um nicht ungerecht zu sein, will ich noch betonen, dass die aus innerem Bedürfnis vor allem nach G r ö s s e strebenden Künstler — Schiller, Wagner, Klinger, Rodin — leicht in Geschmacklosigkeiten verfallen, leichter als die Meister von Tanagra oder als der eine oder andere Vlame, dessen Dorfbarbiere, Höllenfratzen oder besoffenen Bauernlümmel in der Schenke, bei ihrem kleinen Formate und ihrer Sorgfalt im einzelnen, kleinen, quand même niedlich, ja reizend sein können. Es ist ein Unterschied, ob eine kleine Geschmacklosigkeit in einem versteckt hängenden Kabinetsstücke oder eine grosse — wie das Gambetta-Denkmal — in pyramidaler Öffentlichkeit vorm Louvre

zu sehen ist, oder sich gar zwischen Schlüters Altem Schlosse und Rauchs Altem Fritz spreizt.

Überdies versöhnt sich der gute Geschmack leichter mit einer Geschmacklosigkeit, wenn sie in einem aufs Komische oder Groteske angelegten Werke, als wenn sie dem Himmelsstürmer passiert. Die Maccaronischen Verse im „Malade imaginaire" sind nicht geschmackvoll, aber sie sind nicht deplaciert; die Keilerei zwischen Odysseus und Iros bei Homer bekommt durch ihren Ausgang eine prophetische Bedeutung und damit etwas Heroisches; wie aber, wenn wir lesen:

> „Meine Laura, nenne mir den Wirbel?
> — — — — — — —
> Sieh, er lehrt die schwebenden Planeten,
> Ew'gen Ringgangs um die Sonne fliehn!"

oder:

> „Und hohler und hohler hört man's heulen."

(Man vergleiche damit Homer:

> *αἰγιαλῷ μεγάλῳ βρέμεται σμαραγεῖ δέ τε πόντος*
> (Il. II, 210)

oder:

> *αὐτὸς δὲ κλάγξας πέτετο πνοιῇς ἀνέμοιο*)

da muss man doch, ums erträglich zu finden, auf das verzichten, was Werke der Sprachkunst — von Dichtkunst nicht zu reden — geniessbar macht, nämlich auf jede Spur von Euphonie. Selbst wenn Schiller, woran es ihm notorisch fehlte, bei Homer, Aristophanes und Quintilian in die Schule gegangen wäre, es hätte ihm hierin nichts geholfen, denn:

> „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nie erjagen"

und:

> „Le vers le mieux rempli, la plus noble pensée
> Ne peut plaire à l'esprit, quand l'oreille est blessée."
> (Boileau.)

Soll ich mich nun noch zu den Herren Holz und Schlaf wenden, um den deutschen Naturalismus in seiner haarsträubenden Geschmacklosigkeit zu zeigen und ihnen einen der vollsaftigsten Naturalisten Frankreichs gegenüberstellen, der sein krassestes Werk mit den herrlichsten Worten schliesst, die Frankreich im Jahrhundert der Romantiker und der Parnassiens hervorgebracht hat? Ich meine Maupassant und den Schluss von „Fort comme la mort", der den Frieden der Erlösung ergreifender malt, als die vollendetsten Harmonien von Schuberts Winterreise oder Beethovens Eroica:

„Il était détendu, impassible, inanimé, indifférent à toute misère, apaisé soudain par l'Eternel Oubli."

Wir sehen in solchen Erscheinungen die Überlegenheit der alten lateinischen Kultur, die auch einem Rops, mag er weniger menschlich und weniger poetisch sein als Klinger, es unmöglich machen würde, einen Olymp oder einen Beethoven von so enormer, grandioser Geschmacklosigkeit zu bringen, wie es dem Leipziger Meister leider gelungen ist. Gott besser's!

Es gibt, wie die bisherige Geschichte aller Künste, auch der Musik, zeigt, keine andere Quelle als die Überlieferung für den Geschmack. Wird die Überlieferung unterbrochen, so macht sich in allen dekorativen Versuchen wieder die primitive Barbarei geltend, wie im christlichen Europa vor Ausbildung der Struktur- und Dekorations-Elemente des „romanischen" Stils, der durch die spanisch-arabische Kunst absolut auf die klassische Tradition zurückführt.

Diese Tradition findet ihr Milieu im Handwerk; geht, wie im 19. Jahrhundert, das Handwerk zugrunde, gerät die künstlerische Produktion in ungeschulte Hände, unter der Leitung unerzogener Augen und Ohren, so sehen wir, dass die urwüchsigen Talente aus dem Proletariat und der tiefsten Schicht der Kleinbauern[1]) dem traditionslosen Parvenü gefallen; ich verweise in dieser Beziehung auf den Abschnitt über Vererbung. Wir sehen dort, dass bis tief ins 18. Jahrhundert hinein die Künstler aus den Familien geschmackvoller Handwerker — Steinmetzen, Schnitzer, Briefmaler, Dekorationsmaler, Goldschmiede — stammen, während im 19. Jahrhundert die Handwerkersöhne mehr und mehr zurücktreten und der Naturalismus, von Söhnen der Landarbeiter und Proletarier erfunden — Courbet, Millet, Gavarni, Segantini etc. — und von blasierten Sprösslingen der neuen Grossbourgeoisie — Whistler, Leibl, Klinger, Rich. Strauss, Conradi, Schlaf, Strindberg — aufgenommen, den traditionslos aufgewachsenen Snobs imponiert.

Eine durch drei oder vier Generationen vollen Kulturgenusses gegangene Oberschicht — das Patriziat der italienischen Städte, die Kaufherren von Amsterdam und Haarlem, die Gelehrten und Forscher in Leyden und Utrecht, die Hofedelleute und Finanzmänner unter der Regentschaft und der Hetärokratie in Paris, die in Versailles oder durch Versailles verfeinerten deutschen Fürsten um 1750, der hohe englische Adel der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts — hatte den Geschmack des Geniessens, dem der vollendete Geschmack bei Rameau und Gluck, Tartini und Salieri, Haydn und Mozart, Bach und Händel, Caracci und Domenichino, de Hoogh und Vermeer, Watteau und Chardin, Marivaux und Prevost, Rousseau und Diderot entgegenkam, und der in Winckelmann und Goethe sich seiner selbst bewusst wurde.

[1]) S. Anhang, S. 118.

Dass dieser Geschmack das volkstümlich Innige eine Weile zurückdrängte, beweist keineswegs die Unvereinbarkeit beider Elemente künstlerischer Gestaltung. Wir sehen auf der Höhe raffiniertester Feinschmeckerei in aller Kunstangelegenheit gerade die am feinsten erzogenen Kreise die Traditionen, auf die man nicht mehr bei den Romanen, wohl aber bei den Germanen, Wälschen und Slawen zurückgreifen konnte, mit grösster Lebhaftigkeit begrüssen. Burns, der ganz durchtränkt war von urgermanischer Tradition [1]) fand sofort im hohen Adel und bei den Dichtern seines Landes vollste Anerkennung; Puschkin und Mickiewicz, die die reiche Mythenwelt des slawischen Landvolks aufschlossen (in die uns auch Turgenjew im „Jäger-Tagebuch" einen Blick tuen lässt), haben fast mit denselben Worten wie Burns die Quellen, aus denen ihre Phantasie gespeist wurde, geschildert; wir tuen mit Carl Maria v. Weber, E. T. A. Hofmann, Andersen und Walter Scott einen Blick in diese Welt uralter, ohne Vermittlung von Schrift, Druck und Literatur geschmackvoll geformter Tradition, und wir sehen, dass, wenn die zauberkräftige Hand Humperdincks die Saiten der alten germanischen Harfe, wenn Liszts Finger die uralten Schätze der Zigeunermusik berühren, ein vollendetes Kunstwerk von edelstem Geschmacke vor uns steht. Man hat diese Dinge „romantisch" genannt; nichts ist weniger angebracht, es sei denn, dass damit gesagt sein soll, dass die reiche Mythenwelt der keltischen Völker der Welt zunächst in einer romanischen Sprache schriftlich überliefert worden ist, früher als jede andere Tradition nordischer Völker.

Alles, was die im klassischen Geschmack überlieferte Gestaltungsmacht, die uns nun einmal zunächst von den Römern überkommen ist, zu den alten, in längst vergangener Zeit mit feinstem Geschmacke geformten mythischen Traditionen hinzutuen kann, ist, daraus Gemälde, Epen, Dramen und Opern, oder sonst eine künstlerische Synthese, ein „Gesamtkunstwerk", zu formen, denn die Form der alten Überlieferung ist durchaus lyrisch. Dante und Shakespeare, Bach und Weber, Bizet und Wagner, Schwind und Delacroix haben das gekonnt, aber auch nicht mehr.

Wenn die Griechen unermüdlich, als Tragiker, Komiker, Bildhauer, Maler, ihre alten Mythen gestalteten, umgestalteten und mit diesem Stoffe auskamen, so schützte ihr feiner Geschmack sie vor Monotonie; dem modernen Künstler steht die Mythenwelt der Kelten, Slawen, Germanen, Finnen, Inder, Mongolen und Südsee-Völker, die der Bibel

---

[1]) Er hatte, wie er Mosse schreibt, von frühester Kindheit her den Kopf voll von „tales and songs concerning devils, ghosts, fairies, brownies, withes worlocks, spunkies, Kelpies, elfrankes, dead-ligths, wraiths, apparitions, cantraips, grants, enchanted towers, dragins and other trumpery".

und der reichen indianischen Tradition zur Verfügung, und es bedarf nicht des bemerkenswerten Versuchs der Schaffung einer eigenen Mythen-Welt, in dem Böcklin so stark und v. Marées und v. Hofmann, Puvis de Chavanne und Henri Martin, Rodin und Sinding so wenig überzeugend gewesen sind.

Die Psychologie des Geschmacks ist ein unerschöpfliches Thema. Ich wage es nicht, von den Geschmacklosigkeiten zu reden, die die schlimmsten sind, weil sie in Stein und Mörtel für Generationen geschaffen worden, von denen der Architektur. Eine aus schwirrenden Geräuschen im Orchester und hölzernem Sprechgesang zusammengebraute Oper verschwindet in den Notenschränken; eine dröhnende, prahlende Rede von hoher Stelle verklingt in ein paar Tagen in den Zeitungsberichten, geschmacklose Romane werden makuliert oder verschwinden in den Leihbibliotheken, eine pointillistische Landschaft kommt mit dem Nachlass irgend eines Multimillionärs unter den Hammer und zum Trödler, aber was die Architekten unserer Zeit in den schnell wachsenden Riesenstädten an Gebäuden schaffen, wird das Jahrhundert der Aeroplane und der Truste für lange Zeit charakterisieren; der Genius des Jahrhunderts prägt sich ja auch oft genug in dem aus, was der hohe und höchste Adel neuerdings bauen lässt. Die hier von mir angedeutete Auffassung bedarf nun noch einer Ergänzung. Es dürfte bekannt sein, dass die beiden gewaltigen Kulturvölker, die seit fünfzig Jahren in den Gesichtskreis nicht nur der Diplomaten und Exporteure, sondern auch der Forscher, Denker und Kunstfreunde in unserem romanisch-germanischen Kulturkreise getreten sind, die Japans und Chinas, in ihrem öffentlichen und privaten Leben beherrscht oder doch mindestens stark bestimmt werden von der Ahnenverehrung. Die japanische Zauber-Monarchie, deren Verteidigung gegen die Übergriffe eines militaristisch-agrarischen Hausmeiertums das heroische Volk sich vor bald fünfzig Jahren hingegeben hat, beruht durchaus auf dem Ahnenkult.

Es ist komisch, wenn christlich-germanische Schwachköpfe sich deshalb über diese „Heiden" erhaben glauben; die Japaner haben diesen Ahnenkult sublimiert und idealisiert zu einem starken Nationalgefühl, das sie mit der ganzen $2^1/_2$ Jahrtausende erfüllenden Vergangenheit ihres Volkes bewusst verknüpft und dem gegenüber der jesuitische, im schlechtesten Sinne vaterlandslose Ultramontanismus, der durch das Zentrum heute Deutschland beherrscht und vielfach als Garantie für die Sicherheit der Monarchie angesehen wird, sich äusserst barbarisch, inhuman und unpatriotisch ausnimmt. Die Japaner haben den Ahnenglauben von seinen mystischen Bestandteilen gereinigt; es wird ihnen von ihren Behörden nicht zugemutet, die Sonne für die Urgrossmutter ihres ersten Kaisers zu halten, während man bei uns doch so tun muss,

als glaubte man an den Stern von Bethlehem, die Taube am Jordan und das ganze frühchristliche Mythenwesen; sonst kriegt man am Ende keinen Orden oder wird nicht Sanitätsrat. Wir werden aber gut tun, uns mit einiger Anstrengung in die Weltanschauung dieser täglich an Bedeutung zunehmenden Völker hineinzudenken; und dass sowohl in den Legenden und Lehren des Christentums, wie in den wunderbaren Resten ägyptischer und griechischer Kunst und Weltanschauung ursprünglich ebensoviel Furcht, Ehrfurcht und Verehrung für die Ahnen steckt wie in der Weltanschauung der Ostasiaten, das wollte ich in meiner kurzen Übersicht andeuten.

Es kann auch nicht wundernehmen, wenn man sich nur einmal klar macht, welche Bedeutung für den natürlichen, nicht von den Spukgestalten unserer mittelalterlichen Mönchsphantasien abgestumpften Sinn die Erfahrung haben muss, dass es einen sonderbaren langen Schlaf gibt: einen Schlaf, aus dem die Seele nicht mehr den Weg zurückfindet; der länger dauert als ein Ohnmachtsanfall, aus dem es kein Aufrütteln und Wachmachen gibt, in dem der Körper schliesslich zerfällt, während der noch vor kurzem tätige Bewohner des zerfallenen Körpers den Seinen nur noch im Traume erscheint.

Abschluss.

Es ist auf den voraufgehenden Blättern zwar einiges — besonders die elementare Klassifikation[1]), die mir so wichtig erscheint, wie die der Tiere in Wirbeltiere und Wirbellose — etwas eingehender behandelt worden, aber das meiste doch nur angedeutet, in Form der Fragestellung oder des Aphorisma.

In dem einmal gegebenen Rahmen konnte das nicht anders sein.

Ungern habe ich manche wichtige Fragen nicht behandelt; so die Eigenart der semitischen, finnischen, mongolischen und polynesischen Sprachkunst und bildenden Kunst; die wichtige Frage nach der langsamen, in vielen Generationen der handwerklichen und sprachkünstlerischen Tätigkeit sich vollziehenden Akkumulation vererbbarer Begabungs-Elemente; die Frage nach dem polarisierenden Reize, der diese Elemente zur künstlerischen Produktion anregt; die Frage nach der Bedeutung der Fähigkeit zur Symbol-Gestaltung für die universelle künstlerische Begabung, die auch dem Dichter und dem Propheten, vielleicht auch dem Medizinmanne und dem Arzte angehören kann oder soll; die Beziehungen zwischen produktiver, reproduktiver, rezeptiver und dilettantischer Begabung.

Vor allem ist nicht erörtert worden Goethes Auffassung des Genies, der ich nicht so fernstehe, wie es scheinen mag (s. oben S. 59 das Zitat aus Goethe eingangs des IV. Abschnitts), die so prägnant in einer vielzitierten Stelle aus dem Eckermann Ausdruck gefunden hat („Gespräche, III. T., 11. März 1828) und die auf einer besonderen Wertung der produktiven, der lebendig fortwirkenden Kraft beruht, also auf einer Einsicht in die Bedeutung des Trieblebens für die Begabung überhaupt.

Versagen musste ich mir auch eine eingehendere Darstellung der Soziologie der Begabung und der grossen zerstörenden Mächte, die mit

[1]) Ich möchte darauf hinweisen, dass in keinem der modernen Systeme der Kunstphilosophie alle Formen der Kunst Unterkunft gefunden haben, zumal Schauspiel, Tanz und Dekoration passen nicht in den Rahmen der Definitionen. Schon Hirn hat in seiner bekannten Schrift (Ursprung der Kunst, Leipzig 1904) darüber gesagt: „Man kann sich nicht wundern, wenn manche Kunstschriftsteller durch die verwirrende Widersprüche der ästhetischen Theorie irre gemacht, sogar das Vorhandensein eines allgemeinen Merkzeichens der Kunst bezweifelt haben“.

den produktiven Begabungen heute auch das staatliche und nationale Leben der Völker zu zerstören bestrebt sind.

Dass ich Handwerk, Bauernstand und die Geistlichkeit der evangelischen Kirche als die drei Nährböden unserer der Bureaukratisierung und Amerikanisierung verfallenen Zivilisation ansehe, habe ich wiederholt angedeutet; im Augenblicke, wo ich dieses Schlusswort schreibe, ist ja die Bureaukratisierung der deutschen reformierten Kirche im vollsten Gange. Bureau-Tinte, Gold und Weihwasser werden unsere Kultur ruinieren, wie sie Spanien ruiniert haben; es vermag wohl noch niemand ein Bild des Mandarinen-, Trustmagnaten- und Bonzentums zu skizzieren, das an Stelle der alten nordgermanischen Ideologen treten wird.

Das Narkotikum der Eugenik, Sozialreform oder der sozialen Revolution wird inzwischen vielen Intellektuellen eine Euthanasie gewähren.

Wenn mancher Leser es vielleicht für nicht angebracht halten wird, dass eine kleine Schrift, die sich als „Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien" ankündigt, so abfällig über den Kulturwert des mächtigsten Faktors der modernen Entwickelung, die Kapitalisten, urteilt, so muss ich rückblickend bemerken, dass ich von vornherein das Kunstleben und Kunstschaffen als ein soziales Produkt bezeichnet habe. Alle Entwickelung verläuft unter und durch Auslese; die Intellektuellen der letzten vier Jahrhunderte, seit Zurückdrängung der Vorherrschaft des im Zölibat lebenden Klerus, sind ein unter der Aktion der selektiven Faktoren: Staat, Wirtschaft, Kirchen-Reformation entstandenes Selektions-Produkt; die so und nicht anders gerichtete Selektion bedingte das Entstehen und gestattete — für jeden Fall auf einige wenige Generationen — die Forterbung vieler Formen intellektueller Begabung.

Nun, die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen heute im westlichen Industriebezirk und in Berlin die Jubiläums-Fälle Krupp und Borsig, die lamentabeln Fälle Jatho und Traub möglich geworden sind, zeigen das Schwinden der altgewohnten selektiven Faktoren und die Wirkung neuer; der Soziologe hat das zu registrieren, und das habe ich getan, freilich weder ganz sine studio, noch völlig sine ira.

Und wenn ich, was ich als Mediziner kaum ganz unterlassen kann, eine Prognose der neu einsetzenden Entwickelung machte, so suchte ich zunächst, zufolge der mir geläufigen Methode, nach Analogien, und finde diese nicht in China, sondern in Nord-Amerika, in einer neuen Barbarei, die selbst ihren smartesten Triumphatoren und erfolgreichsten Bossen unerträglich sein würde, wenn sie sich nicht alljährlich in den Schatten alter Priester- und Künstler-Kulturen, nach Ägypten, Indien, Italien und vor allem nach Paris, flüchten könnten.

Die kurze Skizze des Selektions-Prozesses, der von der Epoche des „Inferno" bis zu der der Zeppelinschen Himmels-Eroberung läuft, soll wenigstens ahnen lassen, wie begabte Menschen und begabte Familien entstehen und vergehen.

Ohne eine umfassende Synthese, eine Verknüpfung von Phänomenen, die eben nur vom Standpunkte der Analogie aus zusammenhängend erscheinen, war eine solche Skizze nicht zu entwerfen. Nicht am Material, wohl aber an der Zeit, die bei mir einer ernsten und schweren Berufsarbeit gewidmet ist, fehlt es mir, um aus dieser Skizze eine Entwickelungsgeschichte der Kunst und Wissenschaft in einer nun rapide ihrem Ende entgegengehenden, höchst interessanten Epoche im Leben der Menschheit zu machen. Deus nobis non haec otia fecit.

Im Triebe sehe ich, um es noch einmal zu wiederholen, das Wesen der Begabung; ich kann mit Rücksicht auf den Umfang dieser kleinen Schrift nicht darauf eingehen, was als das Primäre anzusehen ist: die Summe von einzelnen Fähigkeiten, von denen Sprachbegabung auch für den Praktiker fast immer die unentbehrlichste und häufigste ist, oder der Trieb, sie zu betätigen. Dass hier auch Anomalien im Verhältnis von Triebintensität und Leistungsfähigkeit vorkommen, ist bekannt [1]).

Ich gebe nur zu erwägen, dass sich Begabung von Geschlecht zu Geschlecht gleichbleibend, oder allmählich zunehmend, oder plötzlich in einem Maximum gipfelnd, vererbt; dass in der Mehrzahl der Fälle ein so winziges Gebilde, wie das Spermatozoon, den Übergang von der einen auf die andere Generation vermittelt, und dass wir, wenn wir nicht, wie Weismann, in Kabbala-artige Künsteleien verfallen wollen, uns etwas Einfaches, Elementares, wie es der Trieb ist, übertragen denken müssen, wozu dann allerdings die weitere Annahme kommen muss, dass schon die ganze embryonale Entwickelung unter Leitung dieses Triebes steht, dass also der ganze Körper, nicht nur das Nervensystem, ganz so sich zum Ausdrucksmittel und Organe des Triebes entwickelt, wie das ganze weitere Leben von ihm beherrscht wird. Die Embryologen kennen ja meist die Entwickelung vom Augenblicke der Befruchtung bis zu dem der Geburt nur als eine Reihe morphologischer Stadien; für eine kausale Betrachtung ist es heute weder möglich, noch wird es je befriedigen, die physikalisch-chemischen Prozesse quantitativ zu errechnen, welche die Entwickelung bewirken, oder richtiger, als die eine Seite des Entwickelungsprozesses zu denken sind.

[1]) „Dilettant heisst der kuriose Mann,
Der findet seine Freude dran,
Etwas zu machen, was er nicht kann."

Meine Annahme, dass etwas Triebhaftes mit der Keimsubstanz — für die Morphologen sind ja heute die Chromosomen das Modernste auf diesem Gebiete — verknüpft ist, und nun nicht nur gewisse motorische Hirnzentren aufbaut, sondern den ganzen Körper, wird ja am meisten einleuchten, wenn man sieht, wie sich in bestimmten Familien unter mehr oder weniger strenger Inzucht körperliche Schönheit, schöne Singstimme, verwegene Reitkunst, mimisches Talent, athletische Kraft und Gewandheit, Tänzer- oder Fechter-Kunst, bestimmte Richtungen der erotischen Praktik[1]), von Generation zu Generation forterben. Dass Rechenkünste, geometrische Anlage, konstruktives Geschick, Rednertalent, Schauspielertalent, Fremd-Sprachentalent jenen mehr „somatisch" ausgeprägten Anlagen einerseits, dem wissenschaftlichen, künstlerischen und sozialen Talente andererseits sehr nahe stehen, liegt auf der Hand.

Also liegen keine Schwierigkeiten vor, die Annahme gelten zu lassen, dass die Keimsubstanz eine bestimmte Triebrichtung überträgt, die im embryonalen und kindlichen Leben nun die Organe entstehen lässt, die dasein müssen, wenn der unverändert gebliebene Trieb sich nun in der menschlichen Gesellschaft betätigen soll.

Ich will nur mit kurzen Worten noch einmal das wesentliche Ergebnis der genealogischen Forschung betonen, dass der Trieb in aller seiner Unwiderstehlichkeit das Wesentliche an der Begabung ist, und dass er insofern mit der organischen Ausrüstung zur Betätigung identisch ist, als er sich diese Ausrüstung in der embryonalen und kindlichen Entwickelung geschaffen hat, und doch eben nicht nur in einer Ganglienzelle lokalisiert ist, sondern in dem ganzen, bei der Betätigung der Begabung aktiven Organ-Komplexe.

Gewiss komme ich mit dieser Auffassung auch zu einer somatischen Anthropologie der Begabung, zu der auch ihre Physiognomik gehört. Das Problem der Begabung ist für mich keineswegs ein Kapitel

[1]) Man denke, wie triebartig sich die Erotik in Casanova und in Mozart äussert, fast in demselben Jahrzehnte, im Zeitalter der höfischen Don Juans. Nun, bei beiden Männern, deren begabte Geschwister wir genau kennen, deren Wege sich mehr als einmal gekreuzt haben müssen, äussert sich die Erotik ihr Leben lang, nur bei dem Ritter von Seingalt in Taten, bei Mozart in Werken. Und in was für Werken! Wie ist die Schäferstimmung, die bis hinein in die Neue Heloise das ganze galante Zeitalter durchzieht, die bei Boucher und den Illustratoren Dorats etc. noch so obszön ist, von aller Lüsternheit befreit, von aller Erdenschwere geläutert in Mozarts Veilchen, in Susannens schmelzender Kadenz: Dass ich mit Rosen kränze Dein Haupt.

Casanova, Chevalier de Seingalt, hat den Don Giovanni verwirklicht, Mozart hat ihn verewigt.

Gewiss wurzelt Beider Lebensdrang im Geschlechtstrieb; aber bei dem Abenteurer ist dieser Trieb aufs Handeln eingestellt, beim Tondichter aufs Schaffen. Zwei Kräfte-Parallelogramme kommen in diesen beiden erfolgreichen Erotikern zur Erscheinung, die bei einer gemeinsamen Komponente so sehr verschiedene Resultanten zeigen.

aus der Lehre von der Lokalisation der Grosshirnfunktionen: Mir ist eine gut zirpende Grille durchaus das Analogon eines gut zupfenden Geigenvirtuosen.

Ich werde auch mit meiner somatischen Anthropologie der Begabung nicht zurückhalten und stehe nicht an, hier gleich zu sagen, dass ich hier nur weiterführen will und muss, was Lombroso in der Verbrecher-Anthropologie begonnen hat; wenigstens habe ich mit ihm den Ausgangspunkt gemeinsam.

Ich überlasse es der Einsicht des Lesers, ob er als Dokumente für eine Physiognomik und Anthropologie der Begabung die Werke von Meunier, Millet, Leibl, Degas, Toulouse-Lautrec, Ostade, Mieris, Teniers, Rembrandt und etwa die Jünglingsgestalten an der Decke der sixtinischen Kapelle gelten lassen will, oder ob er der photographischen Platte und dem Messzirkel mehr Sachlichkeit beimisst. Es kommt immer auf die Nuance des Positivismus an, welcher der einzelne Beobachter huldigt.

Ich brauche mich gegen den Vorwurf des Hylozoismus oder „Neo-Vitalismus" wohl nicht zu verwahren. Wir müssen den Trieb als eine der fundamentalen Tatsachen aller Physiologie wie aller Biologie anerkennen und mit diesem Begriffe denken; wir dürfen das, ehe etwa eine chemisch-physikalisch-radiologische Ableitung des Triebs gefunden ist, ebensogut wie der Nationalökonom mit dem Begriff des Angebots und der Nachfrage denken darf, ehe alle Nervengebilde genau erforscht sind — anatomisch-physiologisch und elektrochemisch — welche im Kaufmann, der 500 Tonnen Kupfer offeriert, in Aktion sind. Dies nebenbei für die physiologisch konstruierenden Herren Hirnanatomen.

Es braucht auch kaum gesagt zu werden, dass jede Entwickelung, seien die leitenden Triebe auch noch so stark, Hemmungen und Störungen erleiden kann, die u. a. dazu führen können, dass einem konstanten Triebe keine kräftigen Organe zur Verfügung stehen. In der Norm denke ich mir kein künstlerisches oder wissenschaftliches Genie ohne etwas wirtschaftliche Fähigkeiten, wenn auch nur mit der Fähigkeit zur geordneten Verwaltung des eigenen Vermögens oder doch zur verständigen Verwendung des Einkommens, wie wir sie ja selbst bei Kant und Spinoza, diesen abstraktesten Weltbildsgestaltern, finden. Wo diese Fähigkeiten sehr gering sind, kommt es zum sozialen Schiffbruch [1]; auch ist das wirtschaftliche oder politische Genie nicht ohne theoretische Fähigkeiten möglich, nur dass diese unter Leitung des Triebes zur Weltgestaltung stehen. Der Kalkül des Bankiers oder Bodenspekulanten ist gewiss theoretisch oft ebenso fein wie der des Banken-Theoretikers

[1]) Biologisch liegt bei diesen Defekten vielleicht ein Analagon der Farbenblindheit, die der „geschlechtsbeschränkten Vererbung" unterliegt, vor.

oder Bodenreformers. Ich verweise auf die im Anhang zusammengestellten Fälle von „Mischbegabungen" unter den „reich begabten" Familien[1]). Die darin zusammengestellten Familien sind mir ohne besondere genealogische Einzelforschung in Archiven auch bezüglich der in ihren Kreis eingetretenen Frauen und der Deszendenz ihrer Töchter bekannt; nicht selten sind Männer hoher Begabung Söhne von Töchtern dieser Familien; trotzdem ist nur der Name der männlichen Linie genannt, um das Verzeichnis nicht allzu unübersichtlich werden zu lassen. So im Falle der gemeinsamen Deszendenz der d'Aubigné, in der die Namen Maintenon, Villette, Caylus, Merle u. a. vorkommen.

Nicht wenige dieser Familien gehen auf einen Landpfarrer zurück; über die Herkunft der Gattin dieses Ahnherrn war es nur selten möglich, etwas zu ermitteln. Bei der starken Verschiebung, welche die Bevölkerung Deutschlands im 30 jährigen Kriege erfahren hat, ist es im allgemeinen ausserhalb der Kreise des Uradels kaum möglich, Familien über diese Zeit hinaus zurückzuverfolgen. Die Vernichtung von Bibliotheken, Archiven und Sammlungen gehört ja zu den beklagenswertesten Folgen der Kriege.

[1]) S. 123 f.

Note I, zu S. 10.

Originelle Köpfe auf dem Gebiete der National- und politischen Ökonomie.

I. Praktiker

Bankiers

Enfantin
Goschen
J. Necker
Newmarch
Ricardo

Kaufleute

Carey
Courcelle
de la Court
Fr. Engels
B. Franklin
Fourier

Landwirte und Grundherren

Mirabeau d. Ä.
Turgot
Rodbertus
v Thünen
A. Young

Fabrikanten

Cobden
P. S. Dupont
Godwin
Owen
Flürscheim
Abbe

Politiker

v. Miquel
Chamberlain
Dingley

II. Dem Zwischengebiete angehörig

Offiziere

Destutt de Tracy
Filangieri
Mauvillon

Verwaltungsbeamte

Colbert
de Forbonnais
Le Play
Nebenius
v. Sonnenfels
F. List
Meitzen

Juristen

de Condorcet
G. Garnier
Letrosne
Cabet
Wolowski
Macleod
v. Mohl

Ärzte

J. J. Baecker
Conring
Petty
Quesney
Farr
Villermé
Oppenheimer

III. Ideologen

Philosophen

Hume
A. Smith
J. St. Mill
Comte
Dühring

Geistliche

Campanella
Galiani
Ortes
Godwin
Malthus
Tucker
Huber
Fr. Naumann

Mathematiker

Condorcet
Quetelet
Jevons
Walras

Literaten

(Engländer und Franzosen)

L. S. Faucher
Leroy-Beaulieu
Proudhon
Saint-Simon
de Sismondi
Defoe
Carlyle
Harrison
Henry George

(Deutsche)

Garve
Marx
Faucher
F. A. Lange
Soetbeer
Hertzka

Anhang, Note 2. zu S. 83.

Übersicht der Herkunft der Künstler von der Frührenaissance bis zum Beginn des Niedergangs der Handwerker-Klasse.

Vater: Bauern	Vater: Handwerker		Vater: Technische Künstler	Vater: Bildender Künstler		
	Kunstunfähige	Kunstfähige				
Beccafumi	Fr. Bigio	Bandinelli	Holt	E. d'Agathy	G. Chodowiecki	v. d. Helst
Brueghel	A. Elzheimer	Brouwer (Mutter Stickerin)	J. E. Riedinger	Agricola, !1719	Cione	Hirschvogel
Andr. del Castagno	Fragonard	Cellini	A. Weninx	Allori	Coston	Holbein
G. R. Donner	Garofalo	P. di Cosimo		Anguisciola	Correggio	v. Hoogstraten
Giotto	Gellée	di Credi (Goldschmied)		J. B. Arthois	Coypel	Huysum
Mantegna	Genga	Dürer (Goldschmied)		van Baan	Cranach	Jordaens
Perugino	Greuze (Dachdecker)	v. Dyk		Badile	Cuyp	J. Jouvenet
G. F. Schmidt	Lippi	Francia		Bailly	Dietrich, C. W. E.	Juvenel
	Pater	Ghiberti		2 van Balen	Dolci	Kaufmann
	Rembrandt (Müller)	Ghirlandajo		Behaim	J. Donner	v. Kessel
	Rokes	Giovanni da Udine		Bellini	Dumoustier	Knust
	Sarto	A. Kraft		Berchem	van Eyle	Kraft
	Sodoma	Kupetzki (Weber)		Bergmüller	Falconetto	Krug
	Steen (Brauer)	Massé		Bernini	Fery d. J.	Lairesse
	Tischbein	Miereveldt (Goldschmied)		Bicci	Fiesole	v. d. Leeuw
	Heenskerk van Veen	Mieris d. Ä.		Blanchard	Fontana	L. v. Leyden
	Watteau (Dachdecker)	Palamedes		3 Brüder Bloemaert	P. François	Lebrun
		Romney (Schnitzer)		Boccaccino	Franken	Libri
		J. H. Roos (Weber)		Bocksberger	Fuessli	Lippi
		Rugendas		Bologne	Gaddi	Lorenzetti
		Schiavone		Boullogne	Gennari	Linni
		Veit Stoss		Boutts	Gentilleschi	G. Maes
		Verocchio		Bouzonnet	Ghirlandajo	v. Mander d. J.
		P. Vischer		Brandenberg	Giamberti	Mansart
				de Bray	Goltzius	L. Mathieu
				Brueghel d. J.	Hackert (4 Brüder)	Mazzuoli
				Burckmair	Hals	v. d. Meer d. J.
				Camphuyzen	de Heen	Mengs
				Caracci	v. Helmont	Merian d. J.

Note 2.

Vater: Bildender Künstler		Vater: Gelehrte und Juristen	Vater: Musiker	Vater: Dichter	Vater: Krämer	Vater: Kapitalisten	Vater: Landadel und Offiziere
Metsys	R. Savery	Brunellesco	G. Reni	Usteri	L. Backhuyzen	van Acstel	Agricola
Metz	Schäufelin d. J.	Denner	G. F. Riedels		Dullaert	van Deymen	Anguisciola
Meuken	Ary Scheffer	Doudyns			Liotard	v. d. Meulen	W. v. Bemmel
v. d. Meulen	Schiavone	v. d. Mijn			B. Spranger	van Overbeck	de Boullogne
v. Meytens	N. Le Sueur	Ottovenius			H. Schäufelin d. Ä.		Buonarotti
S. Michele	Sirani	Rubens					v. Campen
Miereveldt	Spielberg	Rachel Ruysch					Callot
Mieris	Steller	G. Schalken					v. d. Leepe
Mignard	Stella						van Mander
Molin	Stradanus d. J.						Mignard
da Monte Lupo	Swanenburg						Peruzzi
Murillo	J. P. Tassaert						Poussin
Mytens	J. P. A. Tassaert						Primaticcio
v. d. Neer	Teniers						v. Sandrart
Netscher	Terborch						Santi
Nymegen	Tiepolo						Verschuuring
Orcagua	Tischbein						v. d. Werff
Parigi	Vanloo						da Vinci (unehelich)
Parmiggiano	v. de Velde						
del Po	Verbruggen						
da Ponte	Vermeer						
Potter	Vernet						
Preissler	Veronese						
Procaccini	Vigée						
Rafael	Vischer						
Rahl	Weeninx d. J.						
Raibolini	Weyden						
Ravenstijn	J. Werner						
della Robbia	Willmann						
Rossi	J. v. Wingen						
Ruysdael	Wouvermann						
Ryckaert							

Anhang, Note II.

Herkunft von bildenden Künstlern des XIX. Jahrhunderts, nach sozialer Stellung, Gewerbe oder Beruf des Vaters.

Bauern oder ländliche Tagelöhner		Kunstfähige Handwerker			Bildende Künstler		
Bistolfi	*Müller:*	*Tischler und*	*Verschiedene Kunsthandwerker:*		4 Adam (II. Gener.)	Fuessli	G. E. Riesener
E. Burnand	Carstens	*Bildschnitzer:*	*Name:*	*Gewerb:*	E. Adam (III. Gener.)	Gavarni d. J.	Rosalie Riesener
A. Braith	Constable	D. d'Angers	Böcklin	Weber (u. Garnhdlr.)	Begas (III. Gener.)	Graff d. J.	Rothmann d. J.
C. F. Becker	Etty	Karl Blaas	Cox	Schmied	Benlliure	Gros	Ruben d. J.
F. Bellermann	Raeburn	Chardin	Crome	Weber	Bennewitz v. Löfen	Hausmann	J. M. Rugendas
Canon	Wille	Christen d. Ä.	Danhauser	Kunsthändler	Besnard	Hebert d. J.	Schnorr v. Carols-
Courbet		Danhauser	Daumier	Glaser	Blaas d. J.	H. Kaufmann	feld
Dahl		Favretti	Haydon	Buchdrucker	Böcklin d. J.	v. Kaulbach (III.	A. Scheffer
Danby	*Tagelöhner:*	Fortuny	C. F. Hoyer	Schmied	Burne-Jones d. J.	Gener.)	Schiavone
Defregger	Dannecker	Herkomer	Salentin	Schmied	Boldini	H. Knöchel	C. Sohn d. J.
Erler	Gavarni	Linell	v. Gentz	(Vater und Gross-	Bonheur (3)	v. Kalkreuth d. J.	N. F. O. Tassaert
J. A. Fischer		Romney		vater Weber)	de Brakelaer	Le Roux, Tochter	Thornycroft
Gleyre		Wöpfner[3])	Mad. Brocon		Bräuer d J.	Landseer	H. Vernet
Goya[1])					2 van Brée	v. Langer	Verhas
K. Grob		*Uhrmacher*	*Zimmermann, Maurer und Steinmetz.*		Chaplin, Tochter	J. F. Lewis	Vigée-Lebrun
E. Grützner		*und Gold-*			Christen d. J.	H. Lossow	Wilson
L'Hermitte		*schmied:*	Couture	Zimmermann (und	Calame	Max	E. Z. Zimmermann
J. A. Koch				Holzschuhmacher)	Clesinger	Melchers, G.	A. Zick
J. P. Laurens		L. H. Becker	Gottfried Keller	Drechsler	Correggio (München)	F. Meyerheim	
Michetti		Gérôme	Thorwaldsen	Holzschnitzer	Cozens	B. M. Meyerheim	
Millet		Northcote	Kallmorgen	Zimmermann	W. Crane	Meissonie d. J.	
Morelli		L. Robert	Canova	Zimmermann und	Cruikshank	Morland	
Pettenkoven		Walker		Steinmetz	Daubigny	Nasmyth (Gebr.)	
Rauch[2])		Knaus („Me-	Dalon	Steinmetz	Delacroix	Papperitz	
Skovgaard		chaniker“)	Lenbach	Steinmetz u. Maurer	G. Dubufe	N. Pümemann	
Segantini			Prudhon	Steinmetz	Dupré, Frl.	Lucien Pissarro	
Thoma					Fantin-Latour	d. J.	
Vogel					F. Robert-Fleury	Rahl	
West					O. Flickel	A. Renan[4])	
Zorn					Fortuny	Renoir	
					Führich	L. Richter	

[1]) Mutter vom Landadel. [2]) Vater später Lakai. [3]) Delacroix war Enkel des Kunsttischlers („ébéniste“) Riesener. [4]) Vater Historiker und Philosoph, Mutter Malerin, Grossvater Maler.

Note II.

Kunstfremde Handwerker als Väter bildender Künstler		Dichter, Literaten, Musiker	Gelehrter	Pfarrer oder Lehrer	Arzt
Verschiedene:		Daumier (Vater war Glaser u. Dichter)	A. Feuerbach	Cooper	Dyce
Name:	*Gewerbe:*	Feuerbach, A.	Gérard	Linton	Leighton
Blake	Strumpfstricker	v. Heyden	Géricault	Reynolds	Opie
Girtin	Seiler	Ingres	L. E. Grimm	Varley	Veit
L. Corinth	Gerber	Leibl	3 Brüder Ipsen	Schinkel	
Maclise	Schuster	Frl. Löwenstein	Kröyer	Wilkie	*Mittlere Beamte:*
Manet	Seemann	Overbeck	A. v. Meckel	Wren	Woolner
Mulready	Sattler	Reinick	Regnault		
Olik	Schneider	Rossetti (D.)	Renan		
Rousseau	—	Veit (Sohn der Dorothea Schlegel geb. Mendelssohn)	Reynolds		
Rude	—	C. Wimmer	Rottmann		
Schadow	—		W. Steinhausen		
Stubbs	Gerber		F. v. Uhde		
Turner	Barbier od. Friseur		Wilkie		
L. Vogel	—		Wren		
A. v. Werner	—				
Corot	—				
Krämer:					
Bläser	Israels				
Cotmann	Johannsen				
David	Lawrence (Wirt)				
Dawson	Stotthard (dto.)				
Hunt					
Bäcker und Fleischer:					
Seiler	Tieck				

Note 11.

Technische Künstler und Techniker		Kapitalisten	Laudadel, Offiziere aus alter Familie	Advokaten und Richter oder sonstige Juristen
Kupferstecher u. Lithograph:	*Andere technische Künste:*	Bokelmann	d'Azeglio	E. v. Loebbecke
Adam, J.	Bräuer d. Ä.	Browne	M. Baškirzew	
Barry	Burne, Jones	Cézanne [1]	v. Berlepsch	
Burne	A. E. Kroy	De la Roche	v. Blomberg	
Cornelius	H. F. Riesener	Du Maurier	v. Canal	
H. Fechner	Schneider	Eastlake	Cattermole	
A. v. Menzel	Whistler (Industrieller)	Firle	de Chavanne	
Marr, C.		Klinger	Copley	
Meyn		Leighton	Diaz	
Passini		Mason	Goya (von seiten d. Mutter)	
Pilchy		Mesdag	v. Gleichen	
Pugin		Millais	v. Harrach	
Rau		Rethel	v. Kalkreuth	
Regamey		P. Veith	v. Kunowski (G. v., Maler)	
D. Scott		Whistler	v. Ramberg	
Baumeister und Ingenieur:			v. Schwind	
Beardsley			de Toulouse-Lautrec	
Dupré			v. Uhde	
Flameng			Grf. Görtz v. Schlitz (gehört zum hohen Adel)	
Harburger				
Ribot				
Schwanthaler				

[1]) Mutter stammt aus einer Artistenfamilie.

Stellung oder Beruf des Vaters bei englischen Malern des XIX. Jahrhunderts.

Name	Todesjahr	Bauer	Handwerker od. Techniker	Kunsthandwerker	Künstler	Gelehrter od. Literat	Kaufmann od. Industrieller	Beamter	Offizier	Gentleman	
Barry	1860		1								
Beardsley	1898						1				
Blake	1827						1				
Bonington	1828								1		
Browne	1882									1	
Cattermole	1868									1	
Constable	1837		1			1					
Cooper	1841										
Copley	1815									1	
Cotman	1842						1				
Cox	1859		1								
Crane	1821		1								
Cruikshank	1848				1						
Danby	1861	1									
Dawson	1878						1				
Du Maurier	1896						1				
Dyce	1864					1					
Eastlake	1893						1				
Etty	1849		1								
Gilbert	1897						1				
Haydon	1846		1								
Landseer	1873				1						
Leighton	1896					1					
Linnell	1882			1							
Linton	1898					1					
Mac Lise	1870		1								
Morris	1896						1				
Mulready	1863										
Nasmyth	1831				1						
Northcote	1831		1								
Opie	1807					1					
Phillip	1867							1			
Raeburn	1823		1								
Rossetti	1882				1	1					
Scott	1849			1							
Stevens	1875								1		
Stothard	1834						1				
Turner	1851		1								
Varley	1842					1					
Walker	1875			1							
Wilkie	1849						1				
Wodner	1892								1		
Wilson	1849				1						
Zusammen		1	11	3	5	7	10	1	3	3	44
In %		2,2	25	6,8	11	16	22	2,2	6,8	6.8	

Reihenfolge nach der Häufigkeit der väterlichen Stellung oder Berufstätigkeit.

Handwerker und Techniker . .	25 %	Offiziere und Landedelleute .	14 %
Kaufleute und Industrielle . .	22 „	Beamte	2,2 „
Gelehrte und Literaten	16 „	Bauern	2,2 „
Kunsthandwerker	7 „	Künstler	11 „

Statistische Zusammenfassung der Daten über die Herkunft der bildenden Künstler (s. oben S. 111—116).

	In Italien und Mitteleuropa:		In Grossbritannien:
	I. Epoche	II. Epoche	III. Epoche
	von der Frührenaissance bis 1800	im XIX. Jahrh.	im XIX. Jahrh.
von Bauern	33 ‰	163 ‰	19 ‰
„ kunstfähigen Handwerkern . .	100 „	170 „	70 „
„ nicht kunstfäh. Handwerkern .	71 „	26 „	264 „
„ Gelehrten, Literaten, Dichtern, Musikern	45 „	170 „	130 „
„ bild. Künstlern	625 „	257 „	130 „
zusammen	874 ‰	786 ‰	613 ‰
von techn. Künstlern	12,5 ‰	83 ‰	einige ‰
„ Krämern	20 „	30 „	einige „
„ Kapitalisten	16 „	50 „	230 „
„ Landedelleuten und Offizieren .	75 „	63 „	126 „
zusammen	124,5 ‰	226 ‰	rund 370 ‰

Verschiebung des Anteils der Gruppen an der Produktion von künstlerisch tätigen Deszendenten im XIX. Jahrhundert.

Es war die Beteiligung der Gruppen der II. Epoche der Häufigkeit nach vermehrt oder vermindert, die Häufigkeit in der ersten Epoche gleich 1 gesetzt:

Vermindert im Verhältnis von:		Vermehrt im Verhältnis von:	
b. d. nicht kunstf. Handw.	0,35 : 1	b. d. Bauern	5 : 1
b. d. Künstlern	0,4 : 1	b. d. kunstf. Handw.	1,7 : 1
b. Landadel u. Offizieren	0,84 : 1	b. d. Intellektuellen	3,7 : 1
		b. d. techn. Künstlern	6,8 : 1
		b. d. Krämern	1,5 : 1
		b. d. Kapitalisten	3,0 : 1

Die Tabellen S. 111—116 des Anhangs und die auf dieser Seite gegebene zahlenmässige Zusammenfassung dieser Tabellen zeigen merkliche Unterschiede in der Herkunft der Künstler in den beiden darin bezeichneten Epochen.

Es sei auf einzelne Punkte dieser Tabellen und Zusammenstellung noch besonders verwiesen.

a) In der ersten Epoche stammen 625 ‰ aller Künstler von Künstlern ab, in der zweiten Epoche 257 ‰, und in England, wo die gesamte moderne Entwickelung immer einen erheblichen Vorsprung hat, in der II. Epoche nur 130 ‰.

Man erkennt das ausserordentliche Nachlassen der Tradition in der II. Epoche.

b) In der II. Epoche ist die Bedeutung des Handwerks als Mutterboden der Kunst noch deutlich zu erkennen, indes tritt die Rolle der Handwerke, die keine direkten Beziehungen zur Kunst haben, in der II. Epoche stark zurück, nicht bloss der Zahl nach — 26 ‰ in der II., 71 in der I. Epoche —, sondern besonders auch nach der Bedeutung der aus diesem Milieu hervorgegangenen Künstler, unter denen sich in der I. Epoche unter 17 Namen 7 Männer ersten Ranges finden — Fragonard,

Greuze, Rembrandt, Sarto, Sodoma, Jan Steen, Watteau — während die II. Epoche mit Blake, Manet, Rousseau, Turner und Corot — 5 namhafte Männer unter 21 Namen zeigt.

c) Bauern und ländliche Tagelöhner sind unter den Vätern der Künstler der I. Epoche mit 33 ‰ vertreten, in der II. Epoche mit 163 ‰. Und zwar sind unter den 8 Vertretern dieser Gruppe in der ersten Epoche 5 Männer ersten Ranges (Breughel, Donner, Giotto, Mantegna, Perugino), während unter den 37 Vertretern der Gruppe in der zweiten Periode nur 6 Männer ersten Ranges zu finden sind (Gleyre, Goya, Millet, Segantini, Constable, Gavarni), und hier die bedeutendsten Vorläufer und Vertreter einer naturalistischen Darstellung der Landschaft und des Landvolks zu finden sind (einer Darstellung, die unter den 5 Vertretern dieser Gruppe in der I. Epoche nur Breughel pflegte) nämlich: Courbet, Goya, Michetti, Millet, Pettenkofen (in seinen ungarischen Marktszenen), Zorn. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn man einige Jahre lang auf den grossen Pariser und Münchener Kunstausstellungen den Leistungen der Bauernsöhne minderer Begabung nachgeht, die so oft nach kurzer Zeit aus dem öffentlich bemerkbar werdenden Kunsttreiben verschwinden.

d) Ausser in dem Bauernstande zeigt die II. Epoche eine starke Zunahme der Rekrutierung der Künstler aus den Kreisen der Intellektuellen einerseits, denen der Kapitalisten und Techniker — zusammengenommen also der Praktiker — andererseits. Bei diesen beiden letzten Klassen, von denen wiederum in England die Kapitalisten mit der enormen Quote von 210 ‰ vertreten sind, handelt es sich meist um Kunststreben als Nebenerscheinung eines allgemeinen Bildungsstrebens, in dem die Söhne der Intellektuellen und die der Kapitalisten wetteifern; ein starkes Hervortreten der Kapitalisten-Descendenz macht sich ja in der II. Epoche auch in den akademisch-wissenschaftlichen Kreisen bemerkbar [1]). Ein Überwiegen des Grübelns, der Reflexion, oft mit dem Cachet des Angelernten, ist bei den Vertretern dieser Gruppe in unserer Epoche nicht zu verkennen; ich nenne: Cézanne, Klinger; Whistler.

Die Intellektuellen-Gruppe zeigt in der I. Epoche Männer wie Brunnellesco und Rubens, denen man die glänzendsten Vertreter dieser Gruppe in der II. Epoche: Feuerbach, Géricault, Kroyer, Uhde nicht zur Seite stellen darf.

c) Sieht man, wie es sein muss, in der Entwickelung der Frage in England den Prototyp, so finden wir:

In der ersten Epoche kommen aus den Schichten, die dem modernen Unternehmertum völlig heterogen sind — Handwerker, Bauern, Künstler, Intellektuelle — 874 ‰ der Künstler; 125 ‰ derselben aus der Unternehmerschicht, während dieser im modernen England schon 370 ‰ entstammen, mit ihnen die wichtigsten Vertreter einer so raffinierten und den bildungssatten Intellektuellen auf den ersten Blick so zusagenden Gruppe, wie die Präraphaeliten und ihre dekadenten Fortsetzer sie bilden.

Noch deutlicher wird die im Text hervorgehobene Entwickelungstendenz, wenn man die Künstler des XVI. Jahrhunderts mit den nach 1850 geborenen vergleicht.

Ähnliches ergibt eine Vergleichung der Herkunft der Universitäts-Professoren und Gelehrten des XVII. Jahrhunderts mit der der seit 1850 geborenen Personen gleicher Berufssphäre.

Man übersehe auch nicht den Eintritt vieler moderner Gelehrter in die Anschauungsweise und Lebensführung der Spekulanten- und Ausbeuter-Kreise infolge der häufiger werdenden Geldheiraten, die eine Vererbung der typischen Begabung der Pfarrer- und Lehrerfamilien mindestens zur Hälfte höchst unwahrscheinlich macht.

---

[1]) Bei beiden Erscheinungen handelt es sich um das charakteristische, im Grunde dilettantische Bildungsstreben der „nouveaux riches". Besonders in England (Ruskin, Browning!).

Note III, zu S. 72 und 82.

Musiker, zu mehr als zwei begabten Generationen einer Familie gehörig [1]).

Name	Komponisten	Theoretiker	Historiker	Virtuosen	Vererbung i. männlicher Linie	Vererbung i. weiblicher Linie	Zahl der Generationen
Arnold				+	+		3
Baillot				+	+		3
Barbé				+	+		3
Bartel				+	+		3
Beethoven	+ 1 3			+ 2	+		3
Bellini	+ 3			+ 1 2	+		3
Bianchi				+	+	+	3
Camidge				+	+		3
Dotzauer				+	+		3
Garcia	2 3	1		+ 2 3 4	+	+	4
Guglielmo	+ 3			+ 1 2	+		3
Hartmann	+ 3			+ 1 2	+		3
Hiller	+ 2 3			+ 1 2 3	+		3
Kalkbrenner	+ 3 4			+ 1 2	+		4
Kreutzer	+ 2 3			+	+		3
Mozart	+ 2 3			+	+		3
Piccini	+ 2 3			+	+		3
Pixis	+ 1 2 3			+ 1 2 3	+		3
Reeves				+	+	+	3
Schnabel	+ 3 4			+ 1 2	+		4
Schwenke	+ 2			+ 1 3	+		3
Servais				+	+		3
Ambros	+ 3		+			+	3
Czerny	+ 2			+ 1	+ 1 2 3	+ 6	6
Puccini	+ 5						5
Liszt	+ 2		+ 2	+ 3			3

Kinderlose Musiker.

Name	Komponisten	Theoretiker	Historiker	Virtuosen	Vererbung i. männlicher Linie	Vererbung i. weiblicher Linie	Zahl der Generationen
Beethoven	+ 3 1			+ 2	+		3
Brahms	+ 3			+ 1 2	+		3
Gluck	+ 2						2
Händel	+						2
Haydn	+ 2			+ 1 2	+		2
F. Schubert	+ 3				+		3
H. Wolf	+ 2			+ 1			2
Nicolai	+ 2 3			+ 1	+		2

[1]) Die + geben an, auf welchen musikalischen Gebieten die Familie tätig war; die Zahlen daneben, welche Generation der Familie auf dem Gebiete tätig war; die fette Zahl, welcher Generation das begabteste Familienmitglied angehörte.

Anhang Note IV, zu S. 77f.

Unter 220 Familien, in denen zwei aufeinander folgende Generationen musikalisch produktiv begabt waren, habe ich gefunden:

I. Der musikalische Aszendent war die Mutter in 21 Familien
II. „ „ „ „ der Vater in 199 „
III. Beide Eltern waren musikalisch produktiv in 7 „

Zu Klasse III gehören: Bériot, Rameau, Rossini und Spohr.

Von den kinderlos gebliebenen Komponisten hat keiner von mütterlicher Seite eine musikalische (oder mathematische) Anlage geerbt.

Mehrere Fälle von Kunstanlage in nur einer mathematisch oder musikalisch begabten Generation.

Musiker				Mathematiker
Brüder		Bruder und Schwester	Mehrere Geschwister (auch versch. Geschlecht)	Brüder
bis Ende des 18. Jahrh.	19. Jahrh.			
Beauplan	Meyerbeer	Mendelssohn-Bartholdy (Felix u. Fanny)	Garcia	Boscovich
Broscchi	Müller	Sonntag (Henriette u. Karl)	Elsler	Grassmann
Haydn	Nadermann	Herschel		Kronecker
Mazzochi	Panofka			Du Bois-Reymond
Moralt	Rubinstein			
Nanini	Schneider			
Pixis	Wieniawski			
Plegel				

Anhang, Note V, zu S. 82, Absatz 3.

Maler.

Musizierende (Virtuosen)	Komponierende	Dichtende	Schriftstellernde	Mathematische
Italiener.				
Lionardo („cantò divinamente all' improvisto") Mazzuoli Seb. del Piombo (war zuerst Musiker) Salv. Rosa (auch Dichter) Rossi	Correggio (Rossetti)	Buonarotti Massarani (1826—80) S. Rosa (Rossetti)	Alberti Baglione d'Azeglio Fiorillo Guerazzi Lionardo Peruzzi Raffaelli Vasari	Lionardo Casanova d. Ä.
Niederdeutsche.				
von Aken Gerard Douw Metsu Mieris van Regemorter		van Hoogstraeten	Houbraken Teniers Israels	
Franzosen.				
Corot Delacroix Dumonstier de Lairesse Watteau	Ingres	de Lairesse	Bertin Delacroix Delestre Fromentin Poussin Renan	
Engländer.				
Gainsborough Melbye (war auch Komponist)	A. Beardsley (war erst Musiker) Rossetti Whistler	Blake Crane Cruikshank Fuessli Morris Rossetti	Crane Crowe Dumaurier Eeastlake Fuessli Leslie Morris Northcote Reynolds Whistler	
Deutsche.				
Böcklin Feuerbach Klinger Volz	Böcklin L. Corinth (war erst Musiker) A. Feuerbach Klinger Chr. Köster (Chordirigent) Lyser Mandel L. Richter E. Schindler Volz („Mopsus")	W. Busch Feuerbach Fitger Gessner G. Keller Oberländer v. Preuschen L. Richter v. Reder	Carstens Dürer Feuerbach J. A. Koch Knille Knackfusz v. Kügelgen Leistikow Seb. Merian Meyerheim Pecht L. Pietsch Passavant L. Richter Rinhoff Runge Redgrave v. Sandrart	Dürer G. C. Einvart 1638 1705 (Astronom u. Maler) A. Feuerbach Goldschmidt Leinberger

Berühmte Landpastoren-Söhne des 18. und 19. Jahrhunderts.

Naturwissen-schaftler	Literaten	Historiker u. Philologen	Künstler	Philosophen	
Agassiz	Addison	Ancillon	Wiren	Reid	Familie Mohl:
Berzelius	Forster	Hallam	Wilkie	Nietzsche	Hugo, Botaniker
Boerhave	Gessner	Hase (Hellenist)	Schinkel	J. J. Rousseau (Enkel	Julius, Orientalist
Blumenbach	Ben Johnson	Hobbes	Fr. Nietzsche	des Pastors	Robert, Jurist
Camper	Lessing (2)	Joh. v. Müller	E. Rietschel	Bernard)	Moritz, Finanzmann
Celsius	J. O. Richter	Puffendorf			
Clausius	Sevist	de Sismondi			Familie Delbrück
Enke	Thunsen	Grynaeus			„ Rietschel
Euler	Wieland	Gebrüder Harnack			„ Monod
Forster	Young	Gebr. Schlegel			„ Lessing
O. Heer	Godwin				„ Harnack
Jenner	Monod				
Linné	Hazlitt				
Mitscherlich	Kingsley				
Olbers	Coleridge				
Young					
Wollaston					
Brewster					
Carpenter					
Forster					
Gaskell					
Lockhart					

Anhang, Note VI.

Verzeichnis reichbegabter oder vielseitig veranlagter Familien mit mehr als drei namhaften Mitgliedern, deren weibliche Zuwächse sich zumeist ermitteln lassen.

I. Vom Anfang des XVI. bis Ende des XVIII. Jahrhunderts.

A. Vorwiegend wirtschaftlich begabt:

Fugger, Welser, v. Hohenthal, v. Saurma, Mirabeau, Tiepolo, Sansovino, Medici, Strozzi, Capello.

B. Vorwiegend intellektuell begabt.

1. Unter Vorwiegen des Kunsttalents: Allegri, Behaim, Bernini, Bernoulli, Buonarotti, Corneille, Colonna, Cellini, Casanova, v. Cranach, Fuessli, Galilei, Huyghens, Mansard, Perrault, Sheridan, da Vinci.

2. Unter Vorwiegen der literarischen Tendenz: Boileau, Brentano, Champollion, De Groot, Étienne, Fénélon, Gibbon, Forster, Helvetius, Lessing, Moro, La Roche-Foncauld, St. Simon, de Tencin, Walpole.

3. Vorwiegend wissenschaftlich produktiv: Bernoulli, Boyle, Euler, Gregory, Bunsen, Galvani, v. Haller, Leibniz, Napier.

4. Vorwiegend politisch begabt: v. Arnim, d'Aubigné, Borgia, v. Brühl, v. Bünau, de Caylus, v. Dalberg, Fox, Galitzin, v. Görtz, Grenville, v. Kalckstein, Moser[1]), Möser[2]), Mazarin, Pitt, du Plessis-Gramont, de Rémusat, Richelieu.

C. Mischbegabung.

Künstlerisch, wissenschaftlich und politisch begabt: Buonarotti, Casanova, Condorcet, Krasiński, Leopardi, Neckar, Ogiński, Quesnay, Rovere, Ruysch, Sansovino, Sheridan, Swift, Temple, Tiepolo, Wasa.

Im XIX. Jahrhundert.

A. Vorwiegend wirtschaftlich (oder politisch-wirtschaftlich) begabt.

Beccaria, Bentham, v. Bethmann, v. Bismarck, Camphausen, Carnot, Chamberlain, Henckel v. Donnersmarck, Fould, Gladstone, Gwinner, Hallam, Hösch, Mancini, de Maistre, v. Mallinckrodt, Menger, v. Mohl, Peel, Perier, Pollock, Ripon, Schöller, Talleyrand, v. Wilamowitz, Wilberforce, Windthorst, Woermann.

B. Vorwiegend intellektuell begabt.

1. Vornehmlich künstlerisch: Brandes, Brentano, Bulwer, Cauer, Chateaubriand, Dessoir, Feuerbach, Flaubert, Forster, Fuessli, Gautier, Goethe, de Goncourt, Guerazzi, Hauptmann, v. Harrach, v. Kalckreuth, Kierkegaard, Kirchbach, v. Kügelgen, Lange, Manzoni, Musset, Scheffer, Schillings, Schlegel, Pichler, Roeber, Rossetti, Schopenhauer, Sinding, Swinburne, Tolstoj, Veit.

2. Vornehmlich literarisch: Büchner, Gareis, v. Glasenapp, Griesebach, Grimm, Hirth, Heiberg, Irving, Justi, Key, Martineau, Niebuhr, Pollock, Ranke, Reicke, Renan, Rostand, Sidgwick, Solowjew, Stephen, Thackeray, de Vogüé, Wilde.

---

[1]) Zu ihr gehört J. J. Moser, „der Vater des deutschen Staatsrechts, der Gründer des positiven Völkerrechts, der abgesagte und tapfere Feind jeder Schlechtigkeit, der wahrhaft Edle, der „Gerechte“ im Sinne des Bürgers, des Rechtsgelehrten und des Christen“. (R. v. Mohl.)

[2]) Lodtmann, Genealogie der M.'schen Familie, Osnabrück 1866.

3. Vornehmlich wissenschaftlich. Ampère, Benecke, Bessel, v. Bezold, de Candolle, Conway, Czermak, Darwin, Dohrn, Dubois-Reymond, Exner, Fresenius, Gregory, Harnack, Hering, Herschel, v. Hippel, Horner, Jadassohn, Jellinek, v. Kekulé, Kowalewski, Kraepelin, Kronecker, Krukenberg, Lubbock, Mill, Möbius, Napier, Neisser, Pringsheim, Remak, Rose, de Saussure, Schwann, v. Siebold. Trendelenburg.

C. Mischbegabung.

1. Vorwiegend politisch oder wirtschaftlich oder beides, jedoch mit starkem künstlerischem oder wissenschaftlichem Einschlag: Alison, Ancillon, d'Andlau, Arago, Auerbach, v. Auersperg, Baader, Balfour, v. Berlepsch, Bonaparte, v. Bronikowski, v. Bülow, Bunsen, Byron, Buonarotti, Brougham, Camphausen, Canning, Churchill, Colbert, Coleridge, Courvoisier, v. Dalberg, Delacroix, Delbrück, Dernburg, Denison, Duncker, Echegaray, Ephrussi, Fahrenheit, Flaubert, Forster, Fredro, Goethe, v. Görtz, Harcourt, Hansemann, v. Hardenberg, Heiberg, Heine, Hohenlohe, v. Humboldt, Hunter, Jablonowski, v. Kleist, Kennedy, v. Knebel, Koebner, Krasiński, v. Lamartine, Lanckoroński, v. Liliencron, v. Liszt, Luzzati, Lushington, v. Marées, v. Moltke, Necker, v. Oettingen, Ogiński, Owen, Pallavicini, Poincaré, v. Raczyński, Radziwill, v. Ramberg, v. Raumer, v. Richthofen, Rothschild, v. Salis, Schelling, v. Seydlitz, Sidney, Sombart, St. Simon, Talleyrand, Thackeray, Tolstoj, Tschaikowski, Turner-Palgrave, Vaughan, Wagner, Wallace, Wallraf, Wilberforce, Wislicenus, Zichy.

2. Politisch und wirtschaftlich mit hoher ideologischer Receptivität, vereinzelten intellektuell produktiven Mitgliedern: Althaus, Armstrong, Arnhold, Baccelli, Bassermann, Beer [Meyerbeer], Boettinger, Budde, Buller, Campbell, Carnegie, Cecil, Disraeli, Escher, v. Erlanger, v. Gentz, Goeschen (Goschen), v. d. Goltz, Gruner, de Gubernatis, Hertz, v. Jagemann, Kestner, v. Klinckowström, Köchlin, Krupp, Landor, Lebaudy, Leroy-Beaulieu, Lessing, Lewald, Maxim, Meister, Mendelssohn, Merck, Mörner, Münsterberg, v. Nathusius, Peel, Périer, Pfister, Pringsheim, Puschkin, Rathenau, Reinach, v. Richthofen, Rothschild, Rümelin, Sello, Siemens, Sieveking, Sibirjakow, Soetbeer, Stevenson, Stroganow, Stubenrauch, v. Tschudi, Watt, Windthorst, Witkowski, Wollheim.

NB. Man beachte die grosse Zahl altadeliger Familien unter denen mit Mischbegabung.

GRENZFRAGEN
DES
NERVEN- UND SEELENLEBENS.

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON

DR. L. LOEWENFELD UND DR H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN
DES IN- UND AUSLANDES

HERAUSGEGEBEN VON

HOFRAT DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

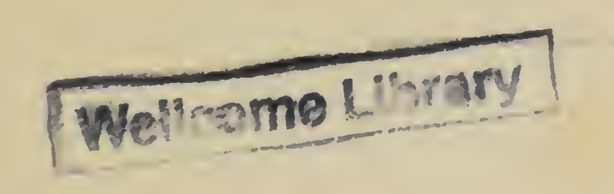
DREIZEHNTER BAND (HEFT 83—88).

Inhalt:

WIESBADEN.
VERLAG VON J. F. BERGMANN.
1912.

Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

Inhalts-Übersicht.









Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens.

Im Vereine mit hervorragenden Fachmännern des In- und Auslandes herausgegeben von Hofrat **Dr. L. Loewenfeld** in München.

65. **Dichtung und Neurose.** Bausteine zur Psychologie des Künstlers und des Kunstwerkes. Von Dr. Wilhelm Stekel in Wien. M. 2.—
66. **Tolstoj als Charakter.** Eine Studie auf Grund seiner Schriften. Von Hans Freimark in Heidelberg. M. —.80
67. **Über die Dementia praecox.** Streifzüge durch Klinik und Psychopathologie von Priv.-Doz. Dr. E. Stransky in Wien. M. 1.20
68. **Über die körperlichen Begleiterscheinungen psychischer Vorgänge.** Von Privatdozent Dr. med. Oswald Bumke, Freiburg i. B. M. —.65
69. **Kant und Swedenborg.** Von Lic. Rich. Ad. Hoffmann, a. o. Professor an der Universität Königsberg. M. —.80
70. **Heinrich von Kleist.** Eine pathographisch-psychologische Studie. Von Dr. J. Sadger, Nervenarzt in Wien. M. 1.60
71. **Studien über die Genealogie und Psychologie der Musiker.** Von Dr. Oswald Feis, Arzt in Frankfurt a. M. M. 2.40
72. **Die jugendlichen Verbrecher im gegenwärtigen und zukünftigen Strafrecht.** Von Prof. Dr. Ernst Schultze in Greifswald. M. 2.—
73. **Cesare Lombroso als Mensch und Forscher.** Von Dr. H. Kurella, Nervenarzt in Bonn. M. 2.40
74. **Abstinenz oder Mässigkeit?** Von Dr. Forel, vorm. Prof. in Zürich. Mk. —.65
75. **Berühmte Homosexuelle.** Von Dr. Alb. Moll in Berlin. M. 2.40
76. **Vom deutschen Plutarch.** Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des deutschen Klassizismus. Von Dr. L. Sadée in Königsberg. M. 2.60
77. **Erblichkeit und Erziehung** in ihrer individuellen Bedeutung. Von Dr. Julius Bayerthal in Worms. M. 2.—
78. **Musik und Nerven. II: Das musikalische Gefühl.** Von Dr. Ernst Jentsch in Breslau. M. 2.80
79. **Die krankhafte Willensschwäche und ihre Erscheinungsformen.** Eine psychopathologische Studie von Dr. Karl Birnbaum in Berlin-Buch. M. 2.—
80. **Zur Psychologie und Psychopathologie des Dichters.** Von Dr. O. Hinrichsen, Privatdozent in Basel. M. 2.80
81. **Hector Berlioz.** Eine pathographische Studie von Dr. Oswald Feis in Frankfurt a. M. M. 1.—
82. **Ueber die Psychologie der Eifersucht.** Von Dr. M. Friedmann in Mannheim. M. 3.—
83. **Psychiatrisch-genealogische Untersuchung der Abstammung König Ludwigs II. und Ottos I. von Bayern.** Von Prof. Dr. W. Strohmayer in Jena. M. 1.80
84. **Das Problem des Schlafes.** Von Dr. Ernst Trömner in Hamburg. M. 2.80
85. **Sexualität und Dichtung.** Von Dr. O. Hinrichsen, Privatdozent in Basel. M. 2.60
86. **Die Halluzination,** ihre Entstehung, ihre Ursachen und ihre Realität Von Privatdozent Dr. Kurt Goldstein in Königsberg. M. 2.—
87. **Über Gewöhnung** auf normalem und pathologischen Gebiete. Von Prof. Dr. Heilbronner in Utrecht. M. 1.60

GRENZFRAGEN DES NERVEN- UND SEELENLEBENS

EINZEL-DARSTELLUNGEN
FÜR
GEBILDETE ALLER STÄNDE.

BEGRÜNDET VON
DR. L. LOEWENFELD UND DR. H. KURELLA.

IM VEREINE MIT HERVORRAGENDEN FACHMÄNNERN DES IN- UND AUSLANDES
HERAUSGEGEBEN VON
HOFRAT DR. L. LOEWENFELD
IN MÜNCHEN.

LXXXVIII.

Die Intellektuellen und die Gesellschaft.

Ein Beitrag zur Naturgeschichte begabter Familien.

Von

Dr. H. Kurella.

Wiesbaden.
Verlag von J. F. Bergmann.
1913.